

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36608325630010

Schwarzgelb.

Roman
aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren.

Von

Alfred Meißner.

Vierte Abtheilung:

Die Opfer der Partei.

Zweiter Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

Die Opfer der Partei.

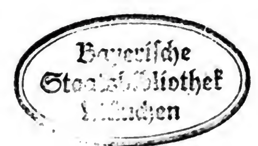
Von

Alfred Meißner.



Zweiter Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweites Buch.





Erstes Kapitel.

Handelt in einem Krankenzimmer.

Mehr als ein Monat war seit der Umsiedelung des Grafen Thieboldsegg vergangen. Bruno war noch immer in Wien. Das Schicksal hatte, wie wenn es seine Geduld und Ausdauer hätte auf die Probe setzen wollen, einen Strich durch die Uebereinkunft gemacht, die er mit Cornelia getroffen. Zuerst war seine Abreise nach Venedig durch den verhängnißvollen Unfall, der seinem Bruder Arthur in Begleitung der Frau von Greifenstein passirt war, verzögert worden; jetzt trat noch die ernstliche Erkrankung seines alten Onkels hinzu, durch die er von Woche zu Woche am Krankenlager festgehalten werden sollte.

Wie groß auch Bruno's Bereitwilligkeit, seinen Familienpflichten obzuliegen, war, einerseits die von

Arthur nachgesuchte Beihilfe und Vermittelung zu gewähren, andererseits einen alten, schwer kranken Mann nicht zu verlassen, dem er kaum minder als einem Vater verpflichtet und von ganzem Herzen ergeben war — man kann es Bruno nicht verdenken, daß er diese so sehr zur Unzeit erschienenen Begebnisse allzuoft als einen seinem liebenden Herzen angethanen Zwang und eine gegen ihn und Cornelia gerichtete Verschwörung der Umstände betrachtete. Sobald ihn die Sorgen des Augenblicks freiließen, standen seine Gedanken in Venedig, bald liebliche, eine schönere Zukunft verheißende Traumbilder webend, bald die vorhandenen Sorgen mit neuen vermehrend. Die Vorstellung, Cornelia bald die seinige zu nennen, war allerdings von zauberähnlicher Wirkung, für sein Gefühl ein Paradies, aber der Weg, der zu diesem Ziele führte, war noch vor der Hand von Gefahren umlagert, welche unsern in der Schule des Unglücks bereits so hart geprüften Freund zwar nicht zurückschrecken konnten, aber doch alle Pein des Zweifels und der Ungewißheit zusammenhäuften. Cornelia's Briefe — es kam deren fast täglich einer — waren freilich tröstlich genug. Sie erzählten von der anhaltend günstigen Stimmung ihres

Vaters, und Cornelia setzte auf diese ihre ganze Zuversicht. Sie hoffte, sie zählte mit Gewißheit darauf, daß sich die Heirathsfrage noch auf der Bahn des Friedens werde lösen lassen. Sie hatte bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, ihr Anliegen Anfangs verblümt, dann immer klarer und endlich ganz offen vorgebracht und eine Aufnahme gefunden, die sie zum Mindesten nicht erschreckte. Der Graf hatte zwar keine bestimmte Zusage gegeben, aber schon das bloße Eingehen auf eine Sache, welche bis dahin wilderregte Scenen veranlaßt hatte, war ein Gewinn zu nennen. Verhärtete Vorurtheile sind in ergrauten Köpfen weder leicht, noch schnell zu heben. Konnte der Graf, der sich einen Prinzen als Schwiegersohn gewünscht und deshalb so viel Schritte gethan hatte, nun so rasch einen Bürgerlichen, zumal einen politisch compromittirten, acceptiren? Wie man sich erinnert, war der demokratische Widerwille des alten Haldenried gegen diese Ehe nicht minder groß gewesen, als der Eigensinn des hochadeligen Diplomaten. Der Fall war hier und dort ein gleicher. Auf beiden Seiten stand ein Vater, der sein Kind über Alles liebte, aber dessen Glück mit seinen Principien in Einklang bringen wollte. Hatte

Bruno die glückliche Handhabe gefunden, die Zustimmung seines Onkels zu erringen, so war es doch nicht ganz unmöglich, daß sich auch der Graf in einer schwachen Stunde das Jawort würde abpressen lassen. So dachte wenigstens Cornelia. Die Krankheit des alten Haldenried, die sich von Tag zu Tag verschlimmerte, gab den Liebenden Zeit, ihre Versuche gütlicher Lösung zu erschöpfen und allen gebotenen Rücksichten der Pietät genug zu thun. Ohne diese unfreiwillige Frist würde ihre Geduld gewiß schon längst gerissen und nur das Ungestüm der Leidenschaft Herr der ferneren Schritte geworden sein.

Der Krankheitszustand des alten Herrn machte jedoch keinen Fortschritt zum Guten. Kaum hatte sich in einer Woche ein Anlauf zur Besserung gezeigt, als in der folgenden schon wieder ein doppelter Anlaß zu Befürchtungen gegeben war. Die Aerzte zuckten die Achseln, von der Gefährlichkeit der Lage überzeugt, ohne jedoch den Ausgang mit Bestimmtheit vorher verkündigen zu können. Was den Alten selbst betraf, so schien er trotz der heftigsten Anfälle bei Tag und Nacht von keiner bösen Ahnung beschlichen zu sein. Sein noch immer rüstiger Geist behauptete sein Ueber=

gewicht über den gebrochenen Körper und rang sich aus den Banden seiner Schmerzen freizumachen. Erst am Abend eines Tages, an welchem der Patient sehr wohlgelaunt gewesen war und einen Versuch, aufzustehen, gemacht hatte, stellten sich äußerst bedenkliche Symptome ein. Die Aerzte wurden eiligst herbeigerufen. Ihre bestürzten Gesichter waren die schlimmste Prognose. Sie sprachen sich dahin aus, daß das Schlimmste zu erwarten sei. Der Kranke, bis dahin von angenehmen Illusionen getröstet, war von dem furchtbaren Ernst der neuesten Wendung selbst gepackt und trotz den wohlgemeinten, tröstenden Gegenreden von den trübsten Aussichten nicht abzubringen.

Als Bruno, der an diesem Tage in einer dringenden Angelegenheit auf die Besitzung hinausgefahren war, ungefähr eine Stunde später, als man ihn erwarten durfte, noch nicht eingetroffen war, sagte der Kranke zu dem neben ihm sitzenden Grauwak:

„Wenn ihm etwas zugestoßen ist, was ihn auch nur ein paar Stunden aufhält, seh' ich ihn nie mehr! Das ist schrecklich!"

Grauwak suchte diesen traurigen Gedankengang zu bekämpfen, aber der Alte wollte nichts mehr von Trö-

stungen hören. „Nein", sagte er, „nein, diesmal wird es Ernst, schrecklicher Ernst. Das ist keine Marter, die blos das Dasein verbittert, sondern eine, die ihm ein Ende macht. Ich muß gehen, und wenn ich es recht erwäge, weiß ich kaum, warum ich es bedauere. Jugend, ja nur Rüstigkeit kann ich nicht mehr haben — weiter als Krüppel zu leben, habe ich keine Lust. Aber Bruno möchte ich noch sehen —"

„Er wird kommen!" rief Grauwak. „Nur ein Zufall kann schuld sein, wenn er eine Stunde länger ausbleibt."

„Ein braver Bursche!" murmelte der Alte. „Ein Herz, treu wie Gold! Meine Wünsche gehen einzig dahin, ihn glücklich zu sehen. Arthur dagegen —"

„Auch Arthur ist eine edle Natur", sagte Grauwak mit warmer Parteinahme.

„Mag sein", erwiderte der Alte. „Aber er hat sich von mir losgesagt. Er geht einen Weg, der nicht der meinige ist, ich kann nicht mit ihm sympathisiren. Gutmüthig und leichtfertig. Hat seine Uniform über Alles lieb. Daneben Pferde und die Frauen anderer Leute! Eine Weile geht's ganz lustig, dann kommen Fatalitäten, wie die von neulich. Welch' ein Scandal!

Ich verdenk's ihm nicht, daß er sich bei mir nicht sehen läßt, er weiß, was ich ihm sagen würde —"

„Arthur wäre hier, so gut wie Bruno, so gut wie ich, wenn er nicht selbst noch bettlägerig wäre. Er war sehr krank und ist es noch immer."

„Strafe seines Leichtsinns!" murmelte der Alte. „Ein Armbruch — was ist's weiter! Welchen moralischen Schaden aber hat er der Frau zugefügt! Was hören Sie von ihr?"

„Sie wird aufkommen", erwiderte Grauwak. „Ein paar Wochen ist sie in vollkommener Bewußtlosigkeit dagelegen; jetzt höre ich, daß sie sich erholt."

Der Alte wandte sich ab, seine Schmerzen gönnten ihm keine Ruhe. Eine Weile lag er mit abgekehrtem Gesicht da, dann blickte er wieder unruhig nach der Uhr, die seinem Bette gegenüber stand, und seufzte schmerzlich: „Wie lang' er ausbleibt! Es hat Eile!"

Da trat Bruno, der soeben draußen von den Hausleuten über den Zustand seines Onkels unterrichtet worden war, vor Bewegung und Bestürzung zögernd und zagend ein.

„O so komm' her!" rief ihm der Alte von weitem im herzlichsten Tone entgegen. „So komm' her!"

Bruno trat an das Bett und gab dem Kranken die Hand. Die zusammengefallenen Züge des Alten sagten ihm hinlänglich, daß man die Gefährlichkeit seines Zustandes nicht übertrieben habe.

„Wie sieht es draußen aus?", fragte Grauwak mit erkünsteltem Humor. „Erzähle ein paar Geschichten, wie sie Herr Haldenried gern hört, denn er hat heute einen ungewöhnlichen Hang zu melancholischen Bildern."

„Halten Sie mich für kein Kind", versetzte der Kranke zwar mit matter Stimme, aber mit derselben Schärfe und Nüchternheit des Geistes, welche er immer besessen hatte. „Mir kann man nichts vorschwatzen. Wenn man zu schwach wäre, den ernsten Moment, in dem ich schwebe, zu verkennen, so müßten mich meine mattgewordenen Hände und Beine und die schweren Brustkrämpfe daran erinnern. Ja, ja, Bruno", wandte er sich an den Genannten, „mache nicht so große Augen! Es steht schlimm um mich. Ich muß dahingehen, wohin wir Alle kommen — ich gehe zu einer Zeit, in welcher die Welt von ihren Idealen sehr weit entfernt ist, aber mein Leben ist hingeflossen, während das Alte ununterbrochen, wenngleich nur stückweise, zusammenfiel und das Neue und Lebensfrische mit immer

reichern Keimen emporsproßte. Ich wünsche, daß auch Du einst auf Deinem Sterbebette ausrufen kannst, wie ich, daß Du nur dem Guten und Gemeinnützigen treu gelebt hast. Laß Dich nie von dem Kampfe entmuthigt abbringen. Du hast in ihm schon viele Wunden davongetragen — es sei d'rum! Setze den Kampf mit vermehrter Energie fort, ungleich jenem großen Haufen von Freiheitsschwärmern, welche im Mißgeschick in verbitterte Egoisten umschlagen und in dieser Eigenschaft ebenso verderblich sind, wie Diejenigen, welche die Welt nach einem wohldurchdachten System unterdrücken. Ich habe in einem langen Leben unglaubliche Wendungen der Dinge erlebt. Ich habe gesehen, wie die treuesten Anhänger einer Sache sich in deren heftigste Gegner verwandelten. Bruno — es wäre mir schrecklich, zu denken —"

Er sah seinen Neffen bedeutsam mit feierlichem Ernst an, und wollte weiter reden, als ihm Bruno in's Wort fiel.

„Onkel", rief er, „je ernster dieser Augenblick für mich und uns Alle werden kann, ein um so größeres Gewicht haben Deine Worte. Doch verzeih' — die Ermahnung, die Du an mich richtest, ist die überflüs-

sigste! Doch — ich weiß, woher Deine Besorgnisse kommen. Es ist meine Liebe, welche Du mißbilligst, und als eine Falle, meinen Ueberzeugungen gestellt, betrachtest. Nimm die heilige Versicherung hin, daß ich eher Fräulein von Thieboldsegg verlasse, als meine Grundsätze; zugleich wisse aber auch, daß es sonst nichts auf Erden giebt, was mich von ihr trennen würde—"

„Ich weiß, ich weiß", sagte der Alte, „daß Du kein gemeiner Renegat werden kannst. Du hast nicht Doctor Schmey's Anlagen. Edlere Menschen erliegen nie der Habsucht, wohl aber werden sie oft Opfer ihrer Leidenschaften. Der Mensch ist Mensch und man kann um den stärksten nicht ganz unbesorgt sein. Seit Deinem ersten Geständniß Deiner Liebe bist Du in einem vollständigen Schweigen über die Stellung zum Thieboldsegg'schen Hause verharrt. Ich habe dies Schweigen wohl verstanden. Du bist meines Vermuthens entschieden zurückgewiesen worden. O sieh doch Deinen Wahn ein — auch schon um Deines eigenen Wohlergehens willen. Thorheit, zu glauben, daß der stolze, hochfahrende, herzlose Mann Dich jemals seinen Schwiegersohn nennt! An dem Tage, da dies geschieht, wird der Papst protestantisch werden. So lange Du

diesen Fall erwartest, wirst Du mit dem Mädchen allen Kummer eines solchen Verhältnisses bis auf die Neige leeren. Endlich, wenn Du enttäuscht von der Folter Eurer unerfüllbaren Hoffnungen erlös't wirst, klagest Du dann um die verlorene Jugendzeit! Möglich, daß Euer Unglück einen andern Weg einschlägt, denn ich traue Dir den Muth zu, Dir selbst zu helfen. Wenn alle Stricke reißen, wirst Du das Mädchen entführen müssen. Aber da auch wird Euer Glück nur von der Dauer einiger Tage sein. Vergiß nicht, daß Du in einem Lande lebst, wo es nicht ungesühnt bleibt, wenn man einem Pascha die Tochter raubt. Alle seine Freunde wird er zur Sühnung seiner geschändeten Standesehre aufrufen. Ich kenne solche Fälle — auch Du solltest Dich einiger erinnern. Also — sei auf der Hut. Wenigstens sollst Du nicht ungewarnt in einen Abgrund stürzen —"

Diese Worte des braven Alten waren wohl geeignet, einen tiefen Eindruck auf Bruno hervorzubringen. Es liegt in allen Aeußerungen Derer, die dem Tode entgegengehen, eine tiefe, geheimnißvolle Gewalt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie einen Blick in die Zukunft werfen, eine Ahnung des

Kommenden haben. Er zeugte von der Liebe, die der wackere Alte zu seinem Neffen im Herzen trug, daß er sich noch in den letzten Stunden mit dem Glücke des Zurückbleibenden beschäftigte und selbst ganz nüchtern betrachtet, mußte man die Richtigkeit der Anschauung und aller angeführten Gründe anerkennen.

Der Neffe, welcher die herbe Kritik einer That, zu deren Ausführung die Genesung oder der Tod des Kritikers das Signal geben sollte, vernommen, stand in Nachdenken da, sorgenvoll, wie gelähmt, und war geneigt, seine Pläne noch einmal zu überlegen. Der Kranke war ermüdet zurückgesunken und regte sich kaum.

So kam die Nacht heran, eine öde, traurige Nacht. Bruno und Grauwak hatten das Krankenzimmer nicht verlassen und saßen einander gegenüber, zu Häupten und zu Füßen des alten Mannes, der immer ruheloser wurde und immer schwerer zu athmen begann. Er war jedoch noch immer klar bei Sinnen. Von Zeit zu Zeit begehrte er zu trinken. Wenn ihm Bruno das Glas reichte, sah er ihn freundlich an, dankte und sagte: „Geh' schlafen, Freund! Geh' schlafen!“

Noch jetzt schweiften die Gedanken des Alten auf

das Feld der Politik, auf dem er sich so gern bewegt hatte. Er war lange mit geschlossenen Augen dagelegen, man meinte, er schliefe, da schlug er plötzlich die Augen auf und sagte, wie wenn er das Resultat seiner Gedanken abschlösse, zu Bruno und Grauwak gekehrt, hastig:

„Was soll ich noch hier? — Ich hab' keine Lust mehr, den Weltgang zu betrachten. Die letzten Zeiten haben mir weh gethan — was morgen oder übermorgen kömmt, wird mich auch nicht freuen. Es wird mich noch tiefer untergraben. Nichts da! Nichts da! Bessere Zeiten kommen nicht so bald. Ich wenigstens kann sie nicht erleben. Ich bin ein Sechziger. Niemand, der im vorigen Jahrhundert geboren ist, wird den Tag der Freiheit erleben. Niemand!"

Seine Augen schlossen sich wieder und außer unzusammenhängenden Worten und tiefen Seufzern hörte man lange nichts von ihm.

Erst gegen Morgen schien die Brustbeklemmung des Kranken nachzulassen, er blickte umher, lächelte, als er Bruno neben sich erblickte, und nahm ihn sanft bei der Hand.

„Thränen?" fragte er. „O trockne sie nur! Mir

ist wohl, ich gehe gerne hinüber. Es ist schon Zeit, daß ich gehe. Habe nichts mehr auf der Welt zu thun ... Komm', komm', sei vernünftig! Wer wird um solch' einen alten Mann noch viel Thränen vergießen? Sei vernünftig und höre zu. Ich habe Dir ja Manches zu sagen. Dort im Büreau liegt mein Testament. Es ist lange schon gemacht: doch es fielen mir gestern noch einige unwesentliche Zusätze ein. Es betrifft kleine Legate an einige Personen, welchen ich meine Erkenntlichkeit erzeigen möchte. Diese Wünsche hab' ich zu Papier gebracht. Dort in jener Schublade — hole das Blatt!"

Bruno holte es, der Kranke fuhr fort:

„Ich habe Dich immer als mein Kind behandelt, Du wirst daher mein alleiniger Erbe sein —"

„Dein alleiniger Erbe —" sagte Bruno im Tone der Abwehr.

„Ja, mein alleiniger Erbe. Ich verlange aber von Dir, daß Du nach meinem Tode die Beträge, die auf diesem Blatte festgesetzt sind, an die betreffenden Personen so vertheilst, wie wenn dieselben in meinem Testament bestimmt wären."

Bruno wollte sprechen, aber der arme alte Mann

wollte nichts hören. Er ließ das Haupt zurückfallen, ein neuer Krampfanfall suchte ihn heim. Der Arzt kam, er versuchte dem Kranken Linderung zu schaffen, Hilfe war unmöglich.

So vergingen mehrere Stunden. Es wurde Mittag, es wurde Abend. Die zweite Nacht kam heran. Wieder wurde die Lampe angezündet und erhellte mit mattem Dämmerlicht das große Zimmer mit den dichtverhangenen Fenstern, in welchem die Freunde saßen. Des Kranken Athemzüge gingen schwerer und schwerer, er regte sich kaum und antwortete nicht mehr auf an ihn gestellte Fragen. Der Beginn der Agonie stellte sich ein.

„Grauwak", flüsterte Bruno, „wir werden seine Stimme nicht mehr hören, kein Wort mehr von ihm!"

Thränen auf Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Freund", sagte Bruno plötzlich zu Grauwak, „wenn ich nur noch ein Wort hätte sprechen können, ein Wort für Arthur! Meines Onkels Großmuth beugt mich nieder und macht mich ganz unglücklich. Du hast gehört, was er mir zuletzt gesagt? Wie hat er es nur über das Herz gebracht, gegen Arthur so hart zu verfahren? Mir bangt vor dem Testamente."

„Er ist sich consequent geblieben“, sagte Grauwak niedergeschlagen. „Immer antwortete er ausweichend, wenn die Rede darauf kam, etwas für Arthur zu thun. Das, was er gesprochen, bestätigt meine Besorgniß.“

„Welche Kränkung für Arthur!“ rief Bruno. „Ich mag nicht daran denken!“

Der alte Herr hatte indeß die Augen wieder aufgeschlagen, ihr heller Blick zeigte die Rückkehr seines Bewußtseins an.

Bruno ergriff die Gelegenheit, um noch eine Wendung zu Arthur's Gunsten zu erzielen.

„Lieber Onkel“, sprach er, „ich habe das Blatt, das Du mir gabst, verwahrt. Ich kann's noch nicht glauben, daß die traurige Stunde eintritt — kömmt sie aber doch, so erfülle ich meine Pflicht. Einem gleichen Gehorsam werden Deine Befehle bei meinem Bruder begegnen, in dessen Namen ich das Wort nehme . . . .“

„Arthur?“ fragte der Kranke mit zwar sehr leiser, aber fester Stimme. „Arthur hat nichts da mitzureden.“

„Wie meinst Du das?“ fragte Bruno ganz bestürzt, wiewohl es nur seine Befürchtungen bestätigte.

Der alte Herr gab lange keine Antwort. Seine

Augen starrten gegen die Decke, seine Hände zuckten auf den Linnen umher. Tief aufseufzend, sagte er nach einer Weile:

„Arthur braucht nichts. Für den sorgt der Kaiser.“

Dieser Sarkasmus war das letzte Wort eines edelsinnigen, aber auch excentrisch denkenden und durch allerhand Mißgeschick tief verbitterten Greises.

Als der Morgen wieder aufging, hatte der alte Haldenried zu leben aufgehört.

Zweites Kapitel.

Spielt zwischen dem Gatten, der Gattin und dem Geliebten.

Arthur Haldenried hatte sich wieder erholt, seine Verletzung war, wiewohl eine sehr schwere, keine lebensgefährliche gewesen. Er konnte nach fünf Wochen, den Arm in der Schlinge, seinen ersten Ausgang wagen: es war der Gang mit der Leiche seines Oheims auf den Friedhof.

Die Zeit, in welcher Arthur das Zimmer hüten mußte, war für ihn im vollen Sinne des Wortes eine kritische Zeit gewesen. Der Unglücksfall, der ihn persönlich betroffen, stand da in letzter Reihe. Aber er hatte mit dem Weibe, das er liebte, alle Leiden mitgelitten und in der Sorge um sie so manche Nacht schlaflos verwacht. Neben der Gehirnerschütterung,

welche Leonie durch den Umsturz des Wagens erlitten, war der Schaden, den ihr Fuß genommen, nur geringfügig, eine Kleinigkeit, wie wenn der Finger von einer Nadel gestochen worden wäre. Ein paar Tage war die Arme zuerst in vollständiger Bewußtlosigkeit, dann viele Tage, ohne Nahrung zu verlangen, in einem Schlafe gelegen, aus dem sie kaum zu wecken war. Schlug sie die Augen einmal auf, gab sie auf keine Frage Antwort und sank gleich wieder in ihren bleiernen Schlummer zurück. Der schwache, beinahe unfühlbare Puls, die collabirten Züge ließen das Schlimmste erwarten. Als sie endlich zu sprechen anfing, klagte sie verworren über Schwindel, Schläfrigkeit. Von ihrer körperlichen Verletzung schien sie gar nichts zu wissen, und sank immer wieder zurück in ihren verworrenen Traumzustand. Ihr Zustand blieb ungewiß, man hatte zu besorgen, es werde vielleicht ein schweres Leiden für's ganze weitere Leben zurückbleiben.

Und doch halfen Jugend, eine kräftige Constitution und die sorgsamste Pflege ihr wunderbar durch. Das klare Bewußtsein stellte sich allmälig ein, ihre Kräfte kamen wieder, man konnte sie für genesen erklären.

Als die Sorge um Leonie's Gesundheitszustand für

Arthur zurücktrat, stieg die Frage mehr und mehr empor, wie die Welt die Affaire aufnehmen werde? Daß es nicht an böswilligen Vermuthungen, die leider das Wahre trafen, an scharfen Bemerkungen, Nachreden und Anspielungen fehlte, ist begreiflich. Ein Glück war's, daß der Gemahl so ruhig blieb. Er hatte freilich Woche um Woche im Krankenzimmer zugebracht und war gar nicht mit der Welt in Berührung gerathen. Die Erklärungsgründe, die ihm Grauwak und Susanne gegeben, hatte er mit gutem Glauben acceptirt. Als in den ersten Tagen nach dem Unglücksfall in den Zeitungen allerhand Notizen darüber zu lesen waren, deren dürre Conturen mit der Aussage Grauwak's übereinstimmten, und da die Straße, in welcher das Unglück geschehen, wirklich eine war, welche von der Wohnung des Generals aus zu Thieboldsegg führte, war der alte Herr bald auch von dem versteckteſten seiner Zweifel befreit und wäre gewiß, wenn eine Gelegenheit gekommen wäre, jetzt mit voller Ueberzeugung als warmer Vertheidiger seiner Frau aufgetreten. Dazu gehörte nun allerdings keine geringe persönliche Tapferkeit.

Die tiefe Trübung, die Arthur's Stimmung erlitt,

als er die Frau, die er über Alles liebte, zwischen Tod und Leben schwebend wußte, diese Trübung mußte sich aber auch auf alle seine übrigen Angelegenheiten ausbreiten. Arthur war schon lange mit dem Stande, dem er sich geweiht, zerfallen. Alles drängte in ihm auf einen psychologischen Entwickelungsproceß hin. Dieser wäre freilich auch ohne diesen Anlaß früher oder später eingetreten, unbestreitbar aber war es, daß die innere Krise jetzt, durch die mit Leonie erlebte Katastrophe geweckt, rascher heranreifte und dadurch einen acuteren Charakter annahm.

Noch ein anderes Moment trat zu allem diesem, um Arthur's Stimmung tief zu verbittern. Seine finanzielle Lage war schon seit lange eine genirte. Das konnte gar nicht anders sein, wenn man seinen Stolz in Rechnung zog, der es von jeher verschmäht hatte, Subsidien von seinem Onkel oder seinem Bruder anzunehmen. Die Gage eines k. Rittmeisters ist, wenn man die Anforderungen bedenkt, die der Stand an das Individuum stellt, äußerst gering und in der That ist in der Cavallerie zu dienen, nur reichen Leuten möglich, welche jährlich ein paar tausend Gulden zuzusetzen haben. Es ist dem Einzelnen, dem Unbemittelten, sub-

sidienlosen Bürgerlichen unmöglich, mit seinen reichen, meist aristokratischen Cameraden Schritt zu halten, und doch empört sich wieder der Stolz eines jungen Mannes, daß er immer und überall hinter seiner Umgebung zurückbleiben soll. Wenn man überdies weiß, wie die Geldbörse des östreichischen Officiers fortwährend auf die eigenthümlichste und fatalste Weise in Anspruch genommen wird, erklärt es sich, wie der Officier, der nichts vom Hause hat, auch wenn er sich noch so sehr einschränkt, in Verlegenheiten gerathen muß.

Es war eine Periode der endlosen Neuadjustirungen und Neueinrichtungen eingerissen. Officiell hieß es freilich immer, daß diese oder jene Aenderung nur nach und nach bei Neuanschaffungen durchzuführen sei, aber der loyale Eifer der mit der Durchführung solcher Maßnahmen betrauten Organe wollte stets dieser Zeitfrist vorauseilen. Gewöhnlich schon am Tage nach „Erfließung“ des Erlasses pflegte dann der Oberst seine Officiere zusammenzuberufen und ihnen eindringlich zu Gemüthe zu führen, wie wichtig und nothwendig diese Neuerungen seien, wie wenig sie im Grunde kosteten und welche Auszeichnung sich das Regiment erwürbe, wenn es noch vor der Frist, ex proprio motu,

diese neue Equipirung einführte. Man stellte es natürlich lediglich dem freien Willen anheim, daß sich diese schöne Hoffnung verwirkliche. Aber was war unter solchen Verhältnissen zu thun? Wollte man nicht seiner eigenen Zukunft im Wege stehn, mußte man das Ergebniß einer neuen Laune aus eignen Mitteln für die Leute anschaffen. Es ist begreiflich, daß somit der Dienst oft sehr theuer zu stehn kam . . . .

Von der legitimen Seite her war unserm Rittmeister jede Verantwortung erspart worden; darin lag wenigstens einiger Trost. Dafür sollte er einige Tage nach dem Unglücksfalle von seinem Vorgesetzten, der dazu unbefugt war, eine Strafpredigt und einen Verweis erhalten, welcher im Zusammenflusse mit anderen, rein militärischen Angelegenheiten von böser Vorbedeutung war.

Arthur's Oberst, der Freiherr von Wanthofen, derselbe, den Leonie einmal im Gespräch mit ihrem Gemahl den „alten Pedanten" genannt hatte, war ein Mann von Greifenstein's Schlag, nur ohne die Bonhommie des Letzteren und daher ein Plagegeist seiner Untergebenen. Diesmal mußten ihm von Wien ganz besondere Nachrichten zugekommen sein. Er übersandte dem Ritt-

meister aus Kronstadt auf Grund von dessen Krankheitsrapport eine fulminante Zuschrift, in welcher von „ihm zu Ohren gekommenen scandalösen Gerüchten" die Rede war. Am Schlusse war es offen ausgesprochen, daß Arthur sich die Folgen zuzuschreiben habe, wenn er jetzt, durch seine Anstoß erregenden Beziehungen zu Greifenstein's Hause, selbst Schuld trage, nicht in der Lage zu sein, seine Dienstpflichten zu erfüllen.

Arthur, an ähnliche Züge seines Chefs sattsam gewöhnt, knirschte zwar mit den Zähnen, mußte aber die Pille schlucken. Das Licht über das verjüngte Oestreich war ihm bereits aufgegangen, er wußte, daß auch das Heer, welches im Jahre 1848 und 1849 einen nothgedrungenen Aufschwung genommen hatte, sich jetzt wieder in eine willenlose Maschine verwandelt hatte, in welcher auch seine Jugendbegeisterung erstarren sollte. So hatte er einen neuen Stoff, darüber nachzudenken und den gewählten Beruf zu spät zu bereuen. Er war mit allen seinen Illusionen fertig. Sein ganzes Streben ging im Augenblick dahin, der Zuchtruthe Wanthofen's und seines Gleichen zu entgehen und eine seinem Geiste angemessene Stellung innerhalb des Körpers, dem er einmal angehörte, zu

suchen. In dieser Hinsicht hatte er schon vor längerer Zeit um Versetzung und Aufnahme in den Generalstab petitionirt; er hoffte, durch die Gewährung der Bitte von dem bisherigen Gamaschendienst befreit und in den Kreis einer jedenfalls intelligenteren Umgebung transferirt zu werden.

Um dieses Ziel sicherer zu erreichen und seine Befähigung darzulegen, hatte er jetzt seinem Gesuche ein sorgfältig ausgearbeitetes Manuskript beigelegt, in welchem er seine Kenntnisse über den Zustand der europäischen Heere entwickelte und auf Erfahrung gestützte Vorschläge machte, die östreichische Armee zeitgemäß auszubauen.

Das war seine letzte Illusion, deren letzter Schimmer bald verlöschen und ihn in der tiefsten Nacht der Verzweiflung zurücklassen sollte. Das Manuskript, welches bestimmt war, ihm zu nützen, hatte ihn vernichtet. Das Reskript, welches von Oben herabgelangt war, betrachtete das Werk als eine unberufene und zugleich hämische Kritik der vaterländischen Heereszustände, welche die Unkenntniß des ganzen Gegenstandes hinter flachen Projekten verstecke. Nicht besser ging es dem noch nebenbei ausgesprochenen Verlangen des

Bittstellers, sein Werk dem Drucke übergeben zu dürfen, denn diese Absicht wurde förmlich als ein versuchter Landesverrath betrachtet. Je fester der Verfasser von den vorhandenen Mängeln unserer Armee-Organisation überzeugt zu sein scheine, so lautete die Antwort darauf, desto mehr müsse man über seinen Wunsch, dieselben zu veröffentlichen, erstaunen, da hiebei kein anderer praktischer Zweck gedacht werden könne, als den Körper, dem er anzugehören die Ehre habe, herabzusetzen und gewissermaßen dem Feinde die Schwächen einer Festung zu zeigen.

Es war wenige Tage nach dem Tode des alten Haldenried, als dieser abschlägige Bescheid dem Rittmeister zugekommen war. Es war ungewiß, ob ihn die Vernichtung seiner Hoffnung, oder die ausgesprochene Mißkennung seiner Absichten, oder der demüthigende Schulmeisterton tiefer zu Boden gebeugt hatte. Späte Reue und Einsicht in die Unmöglichkeit, seiner Existenz eine neue Bahn zu brechen, oder eine andere Richtung zu geben, erfüllten ihn mit dem schärfsten Mißvergnügen, das bis an die Grenzen des Selbstzerfalls führte. Wie die Gedanken eines Geisteskranken immer an der wunden Stelle herumbohren, so

beschäftigten ihn unaufhörlich der abschlägige Bescheid und dessen Consequenzen.

Einige Tage nach dem Begräbnisse des alten Haldenried war Bruno zu seinem Bruder, den er seitdem nicht wieder gesehen, gekommen. In dieser Zwischenzeit war die Arthur so verhängnißvolle Entscheidung herabgelangt.

„Eine Reise", sprach Bruno, „welche ich nicht länger aufschieben kann, nöthigt mich, Dir Adieu zu sagen. Freilich führt mich auch noch eine andere Angelegenheit, welche sich leicht errathen läßt, zu Dir. Ich will Dir eine vorläufige Anzeige davon machen, denn bei meiner Rückkehr wirst Du gewiß schon irgendwo an der türkischen Grenze stehen."

„Du gehst gewiß nach Venedig?" erwiderte Arthur.

„Unter uns gesprochen — ja!"

„Daran erkenne ich meinen Bruder!" rief Arthur mit schwermüthiger Selbstironie.

„Was heißt das?" fragte Bruno.

„Daß wir uns", war die Antwort, „in dem Zuge begegnen, so lange als möglich an Illusionen festzuhalten. Du hast freilich nur diesen schwachen Punkt,

während ich mich in allem Uebrigen wie ein knabenhafter Phantast zu Dir verhalte."

„Laß es gut sein", redete Bruno, „ich werde an der Thür seiner Excellenz nicht lange mehr stehen. Verlaß Dich darauf!"

„Ich verstehe", erwiderte Arthur. „Doch nimm Dich in Acht, daß Du Dich nicht neuen Verfolgungen aussetzest!"

„Wer nichts wagt —" sprach Bruno, „Du kennst das Sprichwort."

„Wohl", sagte Arthur, „wage Du es! Ich kann Dir nicht zureden. Mein Gemüth ist nicht in muthiger Disposition. Mir ist wie Einem, der mit Allem fertig ist. Mir schaudert vor allen neuen Händeln", fügte er bitter lächelnd hinzu.

„Doch zum Hauptzweck meines Besuches", sprach Bruno. „Du weißt, daß Testamentseröffnungen in der Regel vor vier bis sechs Wochen nicht stattfinden —"

„Wird mich das Etwas angehen?" rief Arthur überrascht und lebhaft in die Rede springend.

„Doch, doch —" murmelte Bruno etwas verlegen, wie da vorwärts zu gehen sei, als sein Bruder wieder anhob:

„Wirklich? Wäre der Onkel in der letzten Stunde so gutmüthig schwach gewesen, seine Drohungen gegen mich unerfüllt zu lassen? Wahrlich, ich blinder Trotzkopf verdiente das nicht!“

„Du hast mich mißverstanden“, versetzte Bruno. „Es handelt sich hier nicht um die Bestimmungen des Onkels, sondern vielmehr — um die meinigen. Ich bin zufällig der Universalerbe —“

„Ich gratulire Dir“, rief Arthur aufgeregt, in einem Tone, der an der Aufrichtigkeit seiner Empfindungen keinen Zweifel lassen konnte. „Du hast es um ihn verdient! Alle Achtung vor dem alten Herrn, der selbst auf dem Todtenbette den Unterschied zwischen seinen Freunden und Feinden nicht verwischt hat! Das ist Charakter! Nichts ist erbärmlicher, als halbe Menschen! Auch Du bist ein Charakter!“

„Was rechnest Du mir da zu meinem Verdienste auf Deine Kosten, wie es scheint?“ erwiderte Bruno. „Du warst in Deiner Art eben so trotzig, wie ich in der meinigen. Wäre unser Onkel ein östreichischer General gewesen, so stündest Du jetzt da, wie ich, und würdest, wie ich fest überzeugt bin, ebenso gegen mich verfahren, wie es in meiner Absicht liegt.“

„Ein östreichischer General!“ rief Arthur höhnisch. „Auch der würde mich enterbt haben. Menschen, wie ich, können zu Nichts kommen!“

„Du sprichst auffallend unter dem Drucke der letzten Ereignisse“, bemerkte Bruno, dem die frische Niederlage seines Bruders auf der militärischen Bahn noch unbekannt war. „Dein Gesichtskreis wird sich erheitern, sobald eine kurze Zeit verflossen ist und Leonie auf dem Wege der Besserung weiterschreitet. Doch lassen wir jetzt alle unnöthigen Diskussionen bei Seite! Mit einem Worte, ich bin der Erbe, gewiß aber nicht deshalb allein, weil ich den politischen Weg meines Onkels gegangen, sondern hauptsächlich und einzig darum, weil meine Mutter seine Schwester gewesen ist. Das ist sonnenklar. Du, als mein Bruder, kannst unmöglich durch die von Krankheit bestimmte Gereiztheit des Erblassers in Deinen Rechten verkürzt werden. Da überdies bei der Größe der Hinterlassenschaft von einem Opfer nicht gesprochen werden kann, komme ich, Dir die pflichtschuldige Theilung anzuzeigen.“

„Nichts da!“ rief Arthur mit heftig abwehrender Handbewegung. „Ich nehme Nichts, ich nehme Nichts, keinen Heller! Am Tage, da ich es thäte, würdest

Du ebenso leicht Dich für Spionendienste subventioniren lassen! Kein Wort mehr darüber, aber Deine Liebe, die Du damit kund giebst, nehme ich entzückt entgegen und gäbe sie nicht für Millionen her!“ Er warf sich in tiefster Bewegung an seines Bruders Brust, während ihm die Thränen verstohlen zwischen den gesenkten Wimpern hervordrangen. Nach einer Pause sagte er wieder:

„Ich weiß zwar nicht, was ich vor vier Wochen gethan hätte, doch jetzt ist nicht daran zu denken!“ Hier erzählte er Bruno das Schicksal seines Manuskriptes; als er geendet hatte, fuhr er fort:

„Ich poltere und tobe darüber, und doch bin ich es allein, der Unrecht hat, im Augenblick auf allen Seiten Unrecht hat! Die Regierung ist so, wie sie eben ist, und kann Phantasten und halbe Naturen, wie ich, nicht brauchen, denn am Ende sind meine gemäßigten Forderungen, welche ich an das verjüngte Oestreich gestellt habe, ebenso große Utopien, wie Parlamente und Sozialrepubliken! Dieses Oestreich braucht entweder Korporalstöcke und Gamaschenknöpfe, wie Wanthofen und Greifenstein, oder Gewaltmenschen, wie Windischgrätz und Haynau. Man muß in dieser

oder jener Richtung etwas Ganzes sein, wie Du, wie es der verstorbene Onkel gewesen! Wär' ich ein ganzer Kerl, so müßte ich mit Dir, seit Du compromittirt bist, kein Wort gewechselt und den Onkel gehaßt haben! Ich habe aber das Entgegengesetzteste vereinigen wollen, und wundere mich nun, daß es nicht zusammenhält! Der Fehler liegt in meiner Natur, deren Schwächlichkeit diese Vermittelungssucht dokumentirt. Welche Warnungen sind von meinem Onkel an mich ergangen! Ich habe im Dünkel der Jugend und des Officiersübermuths seine weisen Lehren für die Expektorationen eines excentrischen Kautzes gehalten und hinter Impietät den Mangel meiner Einsicht versteckt. Ich habe den Willen meines Onkels, als es noch Zeit war, nicht gethan; jetzt, da es zu spät ist, sollte ich sein Geld anrühren? Nie, nie! Meine Ansichten sind grundfalsch, meine Pläne lächerlich, mein Glaube an mich existirt nicht mehr — aber mein Gefühl für Ehre ist noch nicht erloschen. Ich nehme Nichts! Geh', Bruno, reise nach Venedig und komme glücklich von Deiner abentheuerlichen Brautfahrt heim! Mich aber laß — ich will mich in einem obskuren Grenzneste Siebenbürgens verkriechen!"

Alle Vorstellungen und Einwürfe von Seite Bruno's waren dieser zerfleischenden Selbstanklage gegenüber machtlos geblieben. Bruno mußte sich am Schlusse eingestehen, daß, wenn noch eine Sinnesänderung bei seinem Bruder zu hoffen war, diese erst nach dem Paroxismus eines solchen krankhaften Gemüthszustandes eintreten könne. Es blieb ihm Nichts übrig, als sich zu verabschieden.

Während Arthur, der Einsamkeit überlassen, noch vor sich hinbrütete, hatte sich in Greifenstein's Hause eine für ihn mitentscheidende Scene ereignet.

Leonie hatte sich seit Kurzem so weit erholt, daß sie schon für die längere Zeit des Tages ihr Bett verlassen konnte. Die Gefahren, welche ihr so lange gedroht, waren überwunden, nur eine bedeutende Nervenschwäche war zurückgeblieben. Seitdem sie der Genesung in dieser Weise zuschritt, hatte sie Arthur bereits zwei Billets mit dem Wunsche geschickt, daß er sie besuchen möge. Arthur hatte sich jedoch jedesmal mit seinem Zustande entschuldigt, der ihn am Ausgehen noch hindere. Als sie gehört hatte, daß er seinen Onkel zu Grabe geleitet habe, erwartete sie ihn mit Zuversicht, als aber einige Tage verstrichen waren,

ohne ihre Erwartung zu erfüllen, fing sie Verdacht zu schöpfen an. Mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit, welche noch durch die zurückgebliebene Reizbarkeit gesteigert war, meditirte sie, im Fauteuil hingestreckt, diese Frage, von einem trüben Gedanken zum andern fortgerissen, bis sie auf der Höhe der düstersten Muthmaßungen angelangt war, welche von ihrer erhitzten Phantasie zu einem Schreckbild gestaltet worden waren.

Greifenstein, der ihr gegenüber saß, hatte keine Ahnung von dem, was in seiner Frau vorgehe; im behaglichen Gefühle einer trefflich von statten gehenden Verdauung, glaubte er eher, daß Leonie gleichfalls ihre Nachmittagsruhe still genieße, als daß sich ein Sturm von Empfindungen in ihr zusammenziehe, welcher bald ausbrechen sollte.

„Ich hätt's mein Lebtag nicht geglaubt", sprach er, ein längeres Schweigen unterbrechend, „daß Du Dich so halten kannst. Das freut mich! Der Doctor hat Dir freilich die Höll' recht heiß gemacht, und Dir g'sagt, was daraus entstehenkönnt', wenn Du Dich nicht schonst. Ruhe ist auch für Dich die einzige Medizin!"

„Ruhe wohl", erwiderte Leonie spitz, „nicht aber Langeweile."

„Da hat man's wieder", sagte der Gemahl mit einem desperaten Lächeln. „Du möchtest halt immer Etwas treiben, von Einem zum Anderen fliegen, wie gewöhnlich. Das geht jetzt nicht. Es mag Dir Anfangs spanisch vorkommen, aber mit der Zeit wird's schon gehen, denn auch Ruh' will gelernt sein. Ich war auch nicht immer wie heut', und es hat mir viel Müh' gekostet, ehe ich so weit gekommen bin, Alles mit Maß zu thun und an gar nix zu denken — wenigstens an nix Unnöthig's", fügte er, sich verbessernd, hinzu.

„Dahin bring' ich es nie", sagte Leonie. „Von früh bis Abends sitz' ich da und sehe keine Seele —"

„Du darfst nicht Besuche annehmen", versetzte Greifenstein heftig. „Der Doctor hat's verboten, weil's Dich aufregt —"

„Warum doch der Rittmeister Haldenried nicht kommt", sagte Leonie gleichsam vor sich hin. „Auf dem Begräbniß seines Onkels war er —"

„Der wird schon wissen, warum!" warf der General vieldeutig hin.

„Hab' ich es im Stillen gedacht!" rief Leonie, heftig emporfahrend. „Du hast gewiß einen Streit

mit ihm gehabt, Du hast ihm das Haus verboten —
vielleicht gar — es ist eine alte bekannte Gewohnheit
von Dir, Dich gegen Alle, die ich gut leiden kann,
aufhetzen zu lassen —"

„Liebste, Du phantasirst!" versetzte der General
mit nicht leicht zu durchbrechendem Phlegma. „Was
machst Du für einen Spektakel? Weißt Du denn nicht,
daß Dir der Doctor die äußerste Schonung anbefiehlt?"

„Schonen soll ich mich!" rief Leonie in gleichem
Affekt. „Wozu? Um ein langweiliges Leben zu erhal-
ten, das kaum dann und wann höchstens eine ange-
nehme Minute zählt! Was führe ich für ein Leben
in einem Hause, aus welchem Du jeden angenehmen
Menschen verjagst, daß mir acht Wochen lang nur
Deine Unteroffiziere zu Gesicht kommen, wenn sie Dir
Rapporte bringen! An Deine Freunde, wie Wantho-
fen und die Uebrigen, kann ich meinen Geschmack nicht
gewöhnen. Ich brauche Leute, mit deren Ansichten ich
sympathisire, von deren Ergebenheit ich Proben habe!
Der Rittmeister —"

„Du sprichst seltsam", sagte der General, in einige
Bewegung versetzt. „Wenn man Dich hört, so sollte
man meinen, daß das Weibergeschwätz doch nicht so

dumm ist, aber jetzt halte um Himmelswillen Deinen Mund! Bedenke Deinen Zustand, Du wirst rückfällig werden —"

„O ich wollte unter den Wagenrädern zerschmettert liegen geblieben sein", erwiderte Leonie mit leisem, aber mit intensivem Gewimmer der Verzweiflung und ließ den Kopf auf die Lehne zurückfallen.

„Herr Gott, das wird bunt!" rief der General, endlich in Harnisch gebracht. „Was plagst Du so muthwillig Dich selbst und Andere? Ich hab' mit dem Rittmeister nix gehabt, ich hab' ihn gar nicht gesprochen, ich seh' überhaupt nicht ein, warum ich zu ihm hätt' laufen sollen? Was tobst Du gegen mich? Wenn er nicht kommt, so weiß er warum, aber meinetwegen bleibt er nicht aus. Wenn er wohl wär', so ist sein erster Ausgang zu seiner Schwadron nach Siebenbürgen, nicht zu Dir oder zu einer anderen Dame. Das bringt seine Pflicht und schon der allergeringste militärische Anstand mit sich, und das muß ein Mensch in seiner Lage doppelt fühlen, der ohnehin bei seinen Vorgesetzten sehr schlecht ang'schrieben ist."

„Hackt nur Alle auf ihn los", sagte Leonie. „Der Beste in Euerer Armee kann nicht strebsamer sein,

als er. Wie soll ein unwissender Tyrann, wie Want-
hofen, seine Eigenschaften schätzen!"

„Es wär' gescheidter", versetzte Greifenstein, sehr
pikirt, „Wanthofen hätt' eine so treffliche Meinung von
ihm! Du kannst ihm leider kein Avancement ver-
schaffen! Uebrigens hab' ich selbst kein Interesse mehr
für ihn! Da hat er ein Buch geschrieben, das das
stärkste Stückel von Naseweisheit ist, was sich ein Of-
ficier beifallen lassen kann! Weil er nicht so ist, wie
seine Chefs fordern können, will er in seinem Mach-
werke die Armee so einrichten, damit sie so sei, wie
er! Aber diese Ideen werden ihm ausgetrieben wer-
den, wenn man ihn auf zehn Jahre in irgend ein ab-
gelegenes Standquartier steckt! Und das ist mir selbst
lieb! So bin ich der unangenehmen Nothwendigkeit
enthoben, einem Menschen, den ich oft bei mir gese-
hen, mein Haus verschließen z' müssen!"

Frau von Greifenstein sprang bei diesen Worten
wie eine Furie empor.

„Das habt Ihr mit ihm vor?" rief sie. „Das
Loos bereitet Ihr ihn? Geht Euere Barbarei so weit?
Da seh' ich, daß Du unter dem Schein der Gutmü-
thigkeit kein Herz, sondern einen Stein in der Brust

hast! Bei dem geringsten Anlasse zeigst Du mir eine neue Seite an Dir, noch häßlicher, als Alles, was ich schon ertragen habe. Meine Geduld ist schon oft gerissen. Erkläre mir, wie es kommt, daß Du mich nicht endlich fortjagst, sondern, so oft ich gehen wollte, zurückhältst? O möchte doch diesmal mein heißer, brennender Kopf nicht widerstehen, sondern seinem tollen Fieber erliegen!"

„Um was dreht sich die ganze G'schicht'?" rief Greifenstein mit größter Ungeduld. „Da kann man des Teufels werden! Bald ist es dieser Quark, bald jener, der uns zusammenhetzt, aber endlich komm' ich dahinter, daß ich doch der dumme Kerl bin! Endlich muß doch auch ein Esel merken, daß der Rittmeister die Ursach' unseres Unfriedens ist. Wenn ich alle Vorfäll', die sich, seit der Mensch in unser Haus kommt, ergeben haben, zusammenrechne, müßt' ich mit Blindheit g'schlagen sein, nicht zu sehen, wo der Teufelsknoten sitzt. Von der Briefgeschicht' in Kraßnitz an —"

„Spar' Dir die Mühe", fiel ihm die exaltirte Frau in's Wort, „Deinen Scharfsinn so übermäßig anzustrengen! Ich bin so weit gebracht, daß ich mein

Unglück nicht länger vor Dir verbergen kann. Verlasse mich, strafe mich, tödte mich, denn Du hast sonst kein anderes Mittel in Händen, um mich von meinen stillen Qualen zu erlösen! Ich läugne es nicht, daß mir die Bekanntschaft des Rittmeisters gefährlich geworden ist, und ich nach und nach, von seinen Vorzügen gefesselt, die Grenze meiner Pflichten überschritten habe. Sein Umgang hat meine Seele vor Verzweiflung gerettet, und für ihn zu sterben, bin ich mit Jubel zu jeder Stunde bereit. Ihn nicht mehr sehen, heißt nicht mehr sein, denn mein altes Elend kann ich nicht mehr tragen, seit ich gewohnt bin, aus seinen Augen und Worten meinen ganzen Lebensmuth zu schöpfen. Verdamme mich, schleudere gegen mich Dein härtestes Wort, denn, was Du und die ganze Welt mir noch anthun könnt, das hat mir seine Liebe längst entgolten!"

Greifenstein, der bei dem leidenschaftlichen Geständnisse seiner Frau im Zimmer wie trunken getaumelt war, mußte nach Worten suchen, um seiner Ueberraschung und Bestürzung Luft zu machen.

„Du hast", sagte er, „wie eine vollständige Närrin gesprochen; leider kann ich mir nicht einreden, daß Du

von einem Delirium befallen bist, wie ich sie in letzter Zeit an Dir gesehen hab'. Paul, Paul", schrie er, zur Thür hinauseilend, um seinem Diener den Auftrag zu geben, den Rittmeister Haldenried sofort herbeizuholen.

Der ahnungslose Rittmeister, der der dringenden Botschaft auszuweichen keinen Grund hatte, erschien auf das Eiligste. Greifenstein lehnte am Fenster, seine Frau lag im Fauteuil, das Gesicht mit dem Taschentuche verhüllt, als er eintrat.

„Arthur!" rief sie und warf sich ihm mit offenen Armen und ausbrechenden Thränen entgegen.

Arthur, vor Verlegenheit erblassend, wehrte diese Bewillkommnung zurück, während der Gatte, der nichts Besseres zu thun wußte, als sich schnell umzudrehen, an der Fensterscheibe wild zu trommeln begann.

Arthur, der nahebei zweifeln mußte, ob Leonie bei Sinnen sei, winkte ihr hinter Greifenstein's Rücken mit Blick und Geberde, sich zu fassen.

„Er weiß Alles!" rief Leonie herausfordernd darauf. „Es muß endlich brechen!"

Da drehte sich der General, den dieser compromittirende Anfang noch Schlimmeres befürchten ließ, zurückbebend um. Durch einen unter seiner militärischen

Charge stehenden Menschen blamirt zu werden, vertausendfachte in seinen Augen jeden Schimpf. Wäre der Rittmeister ein Feldmarschall gewesen, möglich, daß er dann das Ganze für einen gemüthlichen Scherz gehalten hätte.

„Ich bin ein harter Stahl", sprach er, vor Wuth stotternd, „aber wenn man so auf mich loshämmert, dann springen die Funken! Rittmeister, ich habe Sie hierher beordert, daß Sie mir sagen, ob meine Frau verrückt geworden ist, oder nicht! Sie hat die Courage, mir in's Gesicht zu sagen, daß sie ein Verhältniß zu Ihnen unterhält! Was haben Sie darauf zu antworten?"

„Wer behauptet das?" rief der Rittmeister, dessen Bestürzung auf's Höchste gestiegen war, wie wenn er seinen Ohren nicht recht getraut hätte.

„Meine Frau", replicirte der General dürr und kurz.

„Sie, gnädige Frau?" rief Arthur, mit der Hand an die Stirn fahrend.

„Fürchte Nichts!" rief Frau Greifenstein. „Der Augenblick ist gekommen, der mich aus meiner vieljährigen Sklaverei befreien muß! Ich will lieber sterben,

als noch in diesen Ketten liegen! Lieber will ich auch meine Qualen laut bekennen und mich zu retten versuchen, als an dem endlosen Geheimniß hinsiechen und ihm doch unterliegen! Zeige dem Manne, der hier vor uns steht, daß der Zwang einer tyrannischen Pflicht gegen die Rechte der Herzen Nichts vermag! Hinweg mit der verderblichen Lüge und allen erbärmlichen Auskunftsmitteln, denn nur in der Wahrheit ist Heil für uns! Mit dem muthigen Schritte, den ich heute aus freiem Antriebe gethan, fallen auch für Dich alle Rücksichten hinweg, welche Dein Herz zurückgehalten haben, sich an meines zu schließen! Wir lieben uns und jetzt hören wir mit Ruhe an, was er dagegen thun kann!"

„Gnädige Frau —" wollte der Rittmeister, von äußerster Verlegenheit, zorniger Mißbilligung und dem immer dazwischen fahrenden Liebesaffekt ergriffen, beginnen, als ihm Leonie schon das Wort abschnitt.

„Was titulirst Du mich so?" rief sie hochaufgeregt. „Dahinter sollte sich nur Verrath und Feigheit verstecken!"

„Reden Sie, Rittmeister", sprach der General. „Wahrhaftig, sie hat den Teufel im Leib!"

„Wohlan!“ sagte Arthur mit Fassung. „Ich bin gedrungen, Ihnen eine Erklärung zu geben, welche mir sonst nicht die Folter abgepreßt hätte. Ja, ich bin dem Zauber Ihrer Frau Gemahlin unterlegen, aber ich habe an dem beinahe sinnlosen Ausgange keinen Theil. Ich bin Ihren Rechten nahe getreten, Herr General, und biete Ihnen jede Genugthuung, aber ich bin nicht gekommen, Ihr Haus zu zerstören und Ihre Frau herauszureißen. Ich habe mich in dem Glücke, den Umgang eines selten begabten Wesens zu genießen, still gewiegt, ohne je Zukunftspläne zu schmieden, und habe stets bei nüchternem Nachdenken die Möglichkeit einer Trennung von Ihnen und Ihrer Frau wie eine Katastrophe für uns Beide betrachtet. Ihr kann die Freiheit keinen Nutzen mehr bringen, denn, wenn nicht unüberschreitbare weltliche und geistliche Gesetze zwischen mir und ihr ständen, so wäre noch die Kluft da, daß ich ihr weniger, als sie besessen, zu bieten habe. Ich bin ein armer Soldat, mein Zustand ist hoffnungsloser als jemals! In diesem Sinne habe ich mich stets zu Ihrer Frau verhalten und mache ihr jetzt zum Vorwurf, daß sie mich eine so trostlose Stunde, wie die gegenwärtige, erleben läßt!“

„Ist das Deine Leidenschaft?“ rief Leonie, die Arthur's Rede von Wort zu Wort mit größerem Entsetzen angehört hatte. „Ich Thörin, auf Deinen Wankelmuth zu bauen, auf Deine Charakterschwäche mein ganzes Vertrauen zu setzen!“ Sie schlug verzweiflungsvoll die Hände auf die Stirn.

„Ich wäre weit schwächer“, erwiderte der Rittmeister, „verächtlich schwach, wenn ich Ihrem ebenso beklagenswerthen, als unbesonnenen Stürmen nachgeben würde. Ich suche in Ihrem Vorgehen die Großmuth umsonst, welche Sie bestimmen sollte, auf meine Lage Rücksicht zu nehmen und mich nicht in die Alternative zu stürzen, entweder als gleichgültig mit Ihrem Loose zu erscheinen, oder nach Ihrem Beispiele kopfüber in's Verderben zu stürzen. Herr General, ich habe Nichts mehr beizufügen. Morgen reise ich zu meiner Schwadron und stehe jederzeit zu Ihrem Befehle!“

„Großer Gott!“ rief Leonie verzweifelt. „Ich stürze mich in's Wasser! In diesem Hause will ich keine Minute länger bleiben!“

„Glaubst Du“, erwiderte Greifenstein, „daß ich Dich halten werde? Geh', wann und wohin Du willst! Dich vergönne ich Jedem, der Dich nehmen will! Und

wenn es Jemand so lange aushält, wie ich, dann mach' ich mich verbindlich, Dich zu bitten, wieder heim zu kommen. Adieu, Rittmeister!"

Arthur ging zur Thür hinaus.

„Ich bin des Todes!" rief Leonie, und fiel ohnmächtig zusammen.

Der Rittmeister befand sich wenige Tage darauf bei seiner Mannschaft, Leonie einige Wochen später, nachdem sie noch eine schwere Krankheitsattaque in Greifenstein's Hause überstanden hatte, bei ihrer Tante, der Vicomtesse Vergnier in Paris.

Der General war ein freiwilliger, aber nicht unglücklicher Wittwer geworden.

Drittes Kapitel.

Schildert einen Ball mit Intermezzo's.

Militärische Schriftsteller, welche Campagnen in heißen Climaten, lange dauernde Feldzüge, besonders unter tropischem Himmel, schildern, melden von einer seltsamen Erscheinung. Der Armee auf der Erde folgt Tag für Tag in gemessener Entfernung eine Armee in den Lüften. Diese gleicht einer breiten, schwarzen und compakten Wolke, welche ruhig zu lagern scheint. Betrachtet man sie aber durch's Fernrohr, erblickt man ihre Atome in kreisender Bewegung. Es sind Raubvögel, Raubvögel aller Arten. Wie das Heer da unten kein gleichartiger Körper ist, sondern aus Fußvolk und Reitern, Feldstäblern und Trainknechten besteht, so findet man auch in dem Heer da droben alle Arten gefiederter Räuber, groß und klein, von den ungeheuren

Geiern herab bis zum kleinsten der Raben. Wenn die Schlacht ras't und die Kanonen dröhnen, zieht sich die schwarze, lauernde Wolke in den Hintergrund, man meint, sie sei in alle Winde zerstoben; doch kaum ist der Ausgang entschieden und die Nacht gekommen — da zieht sie näher und näher in geschlossenen Colonnen und die wilde, blutige, schaurige Haide wird ihr zum gedeckten Tische.

Auch den großen Krisen der Staaten fehlt es an einer ähnlichen Raubvögelescorte nie. Sie zieht hinter jeder großen Calamität her und macht sich jede zu Nutze. Sie meidet die Schußweite, verfolgt aber jede militärische Bewegung mit athemloser Unruhe und unendlicher Wachsamkeit. Das Heer, das sie begleitet, ist allerdings *ihr* Heer, aber sie escomptirt mit gleicher Ruhe dessen Siege wie dessen Niederlagen: Gewinn ist Alles, was dem Schnabel und den Fängen zufällt. Lieferungen sind große Gastmähler, Theuerungen Anlässe zu Festen, schlechte Course gute Course, denn Gewinn ist Gewinn.

Auch das bedrängte Oestreich hatte eine solche unheimlich den Ereignissen hinterherziehende Escorte. Und seltsam, unerhört! Voran in der Schaar De=

rer, die aus dem Unglück Nutzen zogen — denkwürdige Processe haben es bewiesen — standen Jene, welche die Staatsgewalt geschützt, gehätschelt, belohnt und geliebt hatte. Manche dieser Raubvögel trugen um den Hals Ritter- und Commandeurkreuze an prangenden Bändern. Während solche, die Gegner des herrschenden Systems gewesen waren und darum Verfolgungen erlitten hatten, ihre Waffen fallen ließen, weil sie jenseits aller Parteien das blutende Vaterland sahen, dachten die Raubvögel, die das System gefüttert und großgezogen, nur an das, was im allgemeinen Verfall ihren Klauen zu Gute kommen könne.

Arnold Stropp hatte, wie wir bereits wissen, große Lieferungsaufträge erhalten. Der Aufenthalt in Enzdorf, die Bekanntschaft mit Burda, die Annäherung an den Fürsten Kronenburg — Alles das zusammen hatte seine Früchte getragen. Der Jahresabschluß war glänzend ausgefallen, die Kraßnitzer Aktien, die freilich einen Stoß erlitten hatten und eine Zeitlang schlecht standen, waren wieder in die Höhe gegangen — kein Wunder, daß Stropp in's Jahr 1854 mit gesteigertem Muthe und größeren Hoffnungen, als je, getreten war. Darum wird aber auch diesmal, um den Carneval

würdig zu eröffnen, ein Ball in seinem Hause gegeben, der an Glanz der Ausstattung und an Sumptuosität der Bewirthung alle seine Vorgänger übertreffen und alle seine Rivalen in andern Häusern niederschmettern soll. Morgen muß ganz Wien von Arnold Stropp's Ball sprechen.

Es ist eine kalte Januarnacht. Es schneit, Fußgänger eilen fröstelnd, mit weißgesprenkelten Mänteln und Hüten dahin, dennoch hat sich vor dem Hause in der Singerstraße ein Menschenhaufe aufgestellt und blickt zu den Fenstern hinauf, theils um durch die Lücken der Draperieen einen Blick in die magische Zauberwelt da droben zu werfen, theils um die Ankommenden zu mustern. Wagen um Wagen fährt vor, betreßte Lakaien springen herab, Damen in den rosigsten und ätherischesten Toiletten schwingen sich heraus, fliegen über die mit Teppichen bedeckten und von einem Garten exotischer Pflanzen eingefaßten Treppen und verschwinden in dem reich decorirten Corridor.

Der Bemerkungen fallen viele, wie der Zug der Gäste vor dem Volkshaufen Revue passirt. Die Toiletten erfahren eine summarische Kritik, oft auch die Gesichter. Als unter so vielen stolzen Carrossen eine

Droschke, von einem einzigen hagern Gaul gezogen, daher kommt, in welcher ein einzelner alter Herr sitzt, werden spöttische Reden über arme alte Schlucker laut, die lieber zu Hause bleiben sollten — und doch ist — so irrt sich die Menge — der Herr, welcher aussteigt, der reiche Kainzlmann, der Stropp nicht viel nachgiebt. Doch abermals rauscht es von Damenkleidern. Kenntnißreiche Hausmeisterstöchter flüstern viel von Volants und Illusionen und dazwischen ertönt die Losung des bepelzten Portiers an die Kutscher und Fiaker: „Um vier Uhr ist die Stunde zum Abholen!"

Oben welche Pracht, welche Herrlichkeit, ein Märchen aus Tausend und eine Nacht! Man hat die üppige Welt der Tropen in das frostige deutsche Clima gezaubert. Eine ganze Reihe von Zimmern ist in weißen Mousselin gekleidet, den goldene Leisten reich verzieren. Alle Fenster sind in Nischen, von dunkeln exotischen Gewächsen angefüllt, verwandelt; ein lieblicher Duft zieht durch alle Räume. Marmorne Genien halten Muscheln, in welchen wundervoll vielfarbige Orchideen prangen. Dazu diese reizende Toiletten, die Gruppen schlanker, schöner, blühender Mädchen, diese mit Lächeln übergossenen Gesichter, dies Kreuzfeuer schö-

ner, feuriger Augen, diese wandelnden Camelienbeete schöner Nacken, — wo kann man wohl in aller Welt etwas Schöneres sehen? . . . .

Doch schon rauschen die Klänge der Contredanse; laßt uns vorwärts dringen . . . .

Im Ballsaal herrscht ein buntes, glänzendes Leben. Außer dem unumgänglich nöthigen Contingent tanzlustiger junger Herren hat die Residenz zahlreiche Vertreter des hohen Beamtenthums, der Generalität, der Geldaristokratie entsendet. Die Presse, natürlich nur die officielle und wohlgesinnte, glänzt durch einige ihrer feilsten Größen. Recht im Contrast zu diesen befindet sich hier auch ein obscurer Haufen zweideutiger Spekulanten und Börsenagenten, an deren unansehnlicher Erscheinung die Gäste ersten Ranges mit hohen Köpfen und etwas spöttischen Mienen vorübergehen, weil sich diese noch nicht zu Arnold Stropp's Höhe emporgeschwungen haben. Diese Geschäftsleute, die, sämmtlich von den Grundsätzen des Festgebers beseelt, auf Reichthum loseilen, fühlen die aufgenöthigte Bescheidenheit ihrer Rollen. Aber Dieser und Jener von ihnen kann sich schon zu stillem Troste sagen, daß er, wenn es so fortgeht, in wenigen Jahren auch einen

Salon wird eröffnen und die Hochachtung einer nicht minder vornehmen Gesellschaft wird erringen können.

Eine Française ist zu Ende getanzt worden und Doctor Schmey führt liebeerglüht, einen Strom von Beredtsamkeit auf den Lippen, seine Tänzerin auf ihren Sitz zurück. Es ist die Gnädige, die Frau vom Hause. Lisi sieht aber auch entzückend schön aus. Der Liebreiz ihrer Züge wird durch die wundervollste Balltoilette unterstützt, welche mit den noch jugendlichen Formen prahlt, welche sie zu verhüllen sich den Anschein giebt. Ihre Augen leuchten wie schwarze Diamanten, ihre Wangen glühen, sie ist glücklich — das sieht man ihr an. Ein riesiges Bouquet von Camelien und Hyacinthen hält sie in der Hand, sie sieht es öfter an als nöthig — sollte es ein Geschenk eines Liebhabers sein?

Schmey hatte nach seinem unglücklich ausgefallenen Liebesangriff in Enzdorf das Ziel seiner Wünsche nicht aufgegeben und die Belagerung nur um so hartnäckiger fortgesetzt. Das Mißverständniß, das damals zu einer so brüsken Scene Veranlassung gegeben, hatte sich inzwischen gelös't, Schmey war wieder mit der Hausfrau auf gutem Fuß zu stehen gekommen. Wie

weit aber der Mann der noblen Passionen hinter seinen glühenden Wünschen zurückgeblieben war, konnte man heute an seiner leidenschaftlichen Unruhe, an den verzehrenden Blicken der Bewunderung und der Eifersucht ermessen.

Er hatte sich neben sie gesetzt und fuhr fort, Lisi mit den Brandraketen seiner Esprit und seiner Leidenschaft zu bombardiren. Lisi hörte ihn beifällig, aber auffallend zerstreut an. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ihre Augen im Gewühle des Saales irgend etwas suchten. Das präoccupirte und ängstigte ihn schrecklich. Wie hell aber loderte sein Zorn auf, als er gewahr worden war, daß Lisi's Blicke trotz ihres Umherfahrens immer wieder auf einen bestimmten Punkt fielen und dort mit offenbarer Vorliebe verweilten. Er nahm die Sache um so ernsthafter, als diese Blicke einem Manne zu gelten schienen, der eine der interessantesten Gestalten in diesem Saale war, überhaupt einer der schönsten Männer, die man sehen konnte. Schmey brannte vor Neugier, zu wissen, wer der ihm unbekannte Inhaber des so bestechenden Exterieurs sei, aber sein Stolz verschmähte es, zu fragen. Vorerst begnügte er sich damit, die Hausfrau weiter

zu beobachten, wenn auch nur, um die volle Gewißheit seines Unglücks zu erlangen. Ach, ihre Augen flogen immer wieder auf den Fremdling hin, der sich mit einer ihm eigenen edlen Gemessenheit mit einer höchst unbedeutend aussehenden Hofrathstochter unterhielt und keine Ahnung zu haben schien, welch' schöne Augen ihn verfolgten und welchen unermeßlichen Neid er im Herzen des wackern Doctors emporfachte.

Plötzlich fuhr die Hausfrau, nachdem ihre Augen abermals wieder eine Weile auf der bezeichneten Stelle geschmachtet hatten, rasch auf und sagte, mit dem Fächer hinüberdeutend, in der ihr eigenen naiven Weise:

„Da sehen's hinüber! Das ist die Tochter vom Hofrath von Eggersdorf —"

„Ich kenne sie", versetzte Schmey grimmig. „Was soll es?"

„Sie ist doch nix weniger als interessant", fuhr Frau von Stropp fort, „nicht einmal hübsch, beinahe häßlich — sagen's mir, wie kommt's, daß sie von aller Welt für so liebenswürdig gehalten wird? Daß sich alle Herren um sie drängen?"

„Gönnen Sie der Armen ihre Triumphe", sagte

Schmey. „Sie sollten die Letzte sein, welche auf sie eifersüchtig werden könnte."

„Davon ist nicht die Red'", versetzte die Hausfrau sehr betroffen. „Ich wundre mich nur —"

„Uebrigens", fuhr Schmey fort, „habe ich noch nicht bemerkt, daß sich Jemand um sie gekümmert hat, außer dem Herrn, der bei ihr steht, und dieser scheint mir nichts-weiter, als einer der vielen hohlen Gecken mit einem glänzenden Aeußern zu sein, deren es in Wien so viele giebt —"

„Das ist ja Herr Hamden", versetzte die Hausfrau, ihre Entrüstung über den Ausfall Schmey's kaum verbergend.

„Der Amerikaner", rief Schmey, „der in Ihres Mannes Geschäft ist?"

„Ein wahrer Gentleman — von feinster Lebensart" — fiel Lisi lebhaft ein, „sehr gescheidt und dabei so bescheiden —"

„Da Sie seine Vorzüge so genau kennen", versetzte Schmey, „müssen Sie schon viel mit ihm verkehrt haben —"

„Im Gegentheil, sehr wenig", versetzte die Hausfrau erröthend. „Er ist Bräutigam."

„Aber seine Braut sitzt wohl in Neuyork“, bemerkte Schmey mit ironischem Lächeln.

„Nein, nein“, versetzte die schöne Frau, brach aber ab, denn eben Der, von dem die Rede war ,bewegte sich heran.

„Warten's, warten's, Herr von Hamden“, sagte sie, dem Genannten den Hals schon vom Weitem entgegenstreckend, während in ihren Mienen und Augen eine gewisse Sehnsucht zu lesen war, „gleich morgen schreib' ich Ihrer Braut ein anonymes Brieferl und sag' ihr, wie Sie überall d' Cour machen —“

„Gnädige Frau —“ erwiderte Hamden mit leichtem Lächeln, „wenn Eitelkeit mein Fehler wäre, müßte ich mir wahrlich etwas drauf einbilden, im bunten Gewühl des Balls so genau von Ihnen bemerkt zu werden —“

Der Redakteur hatte Zeit, den Mann, den er für einen höchst gefährlichen Rivalen halten mußte, näher in's Auge zu fassen. Es war für ihn tief betrübend, gestehen zu müssen, daß an dem Manne vom Scheitel bis zur Sohle kein Tadel zu finden sei. So gerne hätte er einen Anhaltspunkt entdeckt, ihm was am Zeuge zu flicken. Es wäre so süß gewesen, sagen zu können, daß

er zwar schön, aber fad und albern sei. Das konnte er auch nicht. Die Ruhe und Gemessenheit Hamdens machte durchaus nicht den Eindruck geistlosen Anstandes, sie drückte vielmehr die Selbstbeherrschung einer nicht alltäglichen Individualität aus, welche sich selbst noch in den nichtssagenden Phrasen errathen läßt. Schmey war zu klug, um nicht zu wissen, daß bei Damen vom Schlage der Hausfrau die bloße Erscheinung solcher männlicher Schönheit über alle geistige Ueberlegenheit und Genialität den Sieg davon trage und daß gegen so feurige Augen und so schönes, volles, glänzendes Rabenhaar selbst der Esprit Voltaire's wenig ausreiche.

Schmey war im Nu wie nicht mehr verhanden, wie weggeblasen, als sich Hamden an die andere Seite der Hausfrau niedergelassen hatte. Umsonst warf er sich im Gefühle seiner journalistischen Größe in die Brust; Frau von Stropp, in's Gespräch mit Hamden ganz vertieft, kehrte ihm den Rücken. Gerne wäre er aufgesprungen, allein es war ihm schrecklich, vor einem amerikanischen Stockjobber die Segel zu streichen. Den Unbefangenen, im Anblick des Ballgewühls Vertieften und sich freiwillig von der Unterhaltung Trennenden spielend, suchte er seine Würde zu wahren, bis er

durch das immer mehr in den Ton des Flüsterns übergehende Gespräch ganz allarmirt wurde.

Doch es sollte noch schlimmer werden. Hamden hatte seine Hand auf den Arm der schönen Frau gelegt und schien sie mit seinen dämonischen Augen, die er den ihrigen sehr nahe gebracht, gleichsam zu magnetisiren. Ein paar Reden und Gegenreden wurden unter dem schützenden Lärm der Musik und des Tanzes so leise gewechselt, daß sie selbst Schmey's gierig lauschendes Ohr nicht auffangen konnte. Da hörte er plötzlich einen Satz, der eine ihm bis dahin dunkle Welt mit einem so gräßlichen Lichte enthüllte, daß er vor Schreck beinahe vom Stuhle gefallen wäre. Frau von Stropp hatte gesagt: „Hören's, Hamden! Sie dürfen sich heut den ganzen Abend mit keiner Andern unterhalten — mit keiner Andern tanzen — sonst ist Alles aus — Alles!"

Noch immer war Schmey unter dem Eindruck dieses fürchterlichen „Alles", als der General Greifenstein, der eine Zeitlang ein paar Schritte von der Gruppe Posto gefaßt und mit Hilfe seines Lorgnons die Dasitzenden sehr auffallend recognoscirt hatte, plötzlich auf die Hausfrau losschritt.

Der Redakteur wählte den Moment, sich zu ent-

fernen und sah, als er unmittelbar darauf zurückblickte, daß auch Hamden von seinem Platze verschwunden sei.

„Meine Gnädige,“ sagte Greifenstein, der sich über die Trennung von seiner Gattin ganz getröstet zu haben schien, in seinem gewohnten Humor: „da sieht man, was ein alter Haudegen ist. Kaum komm' ich Ihnen zum Entsatz, da ergreifen die beiden Belagerer schon das Hasenpanier! Solche Erfolge freuen Einen, der fünf und sechzig ist. Doch sagen 's mir mal, wer ist denn der schöne Mann, der neben Ihnen g'sessen ist?“

„Der Redakteur?“ gab Lisi, gleichsam von hinten beginnend, zur Antwort, aber der General fiel barsch in die Rede.

„Nach Dem frag' ich nicht, dem Federfuchser“, sagte er. „Wenn jemand sagt: der schöne Mann, so kann er Den unmöglich meinen. Er müßt' eben ein' ganz aparten Gusto haben. Ich mein' Den, der zu Ihrer Rechten g'sessen ist.“

„Das ist Herr Hamden“, versetzte die Hausfrau verlegen, zu wissen, wo das hinauswollte. „Ein Amerikaner, ein sehr feiner Mann, warum fragen's denn?“

„Es ist nix dabei“, sagte Greifenstein — „aber der Mensch hat eine Aehnlichkeit mit einem Menschen, den

ich vor Jahren g'sehn hab' — fabelhaft — fabelhaft — man möcht' meinen, daß er es ist —"

„Wirklich?" rief Frau von Stropp, von Greifenstein's nachdenklichem Tone beunruhigt, während ihre Augen den schönen Hamden schon wieder im Saale suchten.

„Als ich vor Jahren", fuhr der General fort — „ja vier Jahre sind's her, im Banat commandirt hab', ist eine Bande Spitzbuben aufg'hoben worden. Ich weiß eigentlich nicht mehr recht, was sie ang'stellt hatten — was Gutes war es keinesfalls — da war ein junger Wallach d'runter — ich sag' noch immer Wallach, wiewohl sich die Kerls jetzt Roumainen oder Gott weiß wie nennen — der hat diesem Musje Hamden so gleich g'sehn — nun, Sie können sich denken, was das für eine Aehnlichkeit sein muß, wenn ich mich jetzt plötzlich an den Spitzbuben erinnere, an den ich seit Jahren nicht wieder gedacht —"

„Welche Vergleichung, Herr Baron!" rief Frau von Stropp ganz entrüstet — „welche Vergleichung!"

„Sie kommen ja ganz außer sich —" rief der Alte lachend. „Ich möcht' mir nix d'raus machen, wenn die

Damen finden würden, daß ich so ausschau, wie der schöne Wallach — Ha, ha, ha!“

Die Gnädige wurde in diesem Augenblicke von einem Tänzer entführt und Greifenstein bewegte sich langsam zu einer Gruppe von Herren, die in der Nähe stand, weiter. Diese gehörten zur Klasse jener vorhin erwähnten Raubvögel, denen sie selbst in ihrer Physiognomie ähnelten, und führten ein weit ernsteres Gespräch, als sich mit dem Zweck und der Haltung eines Balles vertrug. Nachdem man über die Unruhe in den untern Donauländern und der Truppenanhäufung in Bessarabien gesprochen, war die Unterhaltung auf das starke Fallen der Course und das hohe Silberagio gekommen.

Greifenstein hatte sich hinpostirt und mit mürrischem Corporalsgesicht erst ruhig zugehört. Plötzlich nahm er das Seitengewehr unter den Arm und sagte:

„Ich hör' immer das alte Lied von den schlechten Zeiten. Die Zeiten können nicht anders als schlecht sein, wenn die Völker kein' Ruh' geben. Es herrscht ein böser Geist in den Völkern und der muß mit Gewalt ausgetrieben werden. Uebrigens weiß ich nicht, was die Leut' immer reden, daß kein Geld da ist. Wir

brauchen kein's. Man soll Banknoten machen, so viele, als man braucht, und wer sie nicht für voll nimmt, dem woll'n wir das Vertrauen schon beibringen. Aber so ist's, so ist's! Da kommen Sie immer, meine Herren, mit Ihrem dummen Courszettel. Ich sag', den Courszettel, den soll man mit dem Säbel zerhauen. Der ist schuld an Allem."

Die Weisheit des alten Generals war wirklich so tief, daß Niemand recht wußte, wie er sie fassen und wie Opposition machen sollte. Alles blieb eine Weile stumm, bis der alte Banquier Kainzlmann sich aufraffte und sagte:

„Excellenz, es ist allerdings leicht, den Courszettel zu zerhauen. Aber das wäre, als ob man von einem Kranken sagte: die verdammten Bülletins sind schuld, werfen wir sie in den Papierkorb. Der Kranke wird dadurch nicht gesünder. Uebrigens wird der Courszettel nicht blos hier gemacht —"

„Ja, ja, drauf komm ich schon!" rief Greifenstein wild. „Was brauchen wir den fremden Courszettel? Was die Leut' draußen von unsern Finanzen halten, das muß und soll uns ganz gleichgültig sein. Daß wir kein Silber haben, ist g'wiß, aber man braucht kein's, wenn man Alles im Land mit Papier kaufen kann."

„Und dennoch, dennoch", wollte der Banquier beginnen, aber Greifenstein fiel ihm barsch in die Rede.

„Dennoch, dennoch!" ironisirte er den jüdischen Geldmann. „Ja, trotz alledem, was wir den Wechslern und Wuchrern gegeben haben, bleiben sie unersättlich und möchten uns das Fell über die Ohren ziehen. Zwangscours! Zwangscours! das ist vorerst die nothwendigste Maaßregel und steigen dann die Dinge in Preis: die Bank her! Deine Waare ist nur so und so viel werth! Ich wollt' schon die Finanzfrage lösen."

Der General, der die letzten Worte mit großer Emphase gesprochen, entfernt sich in tiefster Seele grollend.

„Ein sonderbarer Herr!" meint der Banquier. „Fehlt ihm an allgemeiner Bildung. Es ist doch bedenklich, wenn solche Herren den Befehl über ganze Truppenkörper —"

„Ah, ah! deßwegen können sie doch die besten Haudegen sein", versetzt ein Anderer. „Der alte Ziethen, der alte Blücher waren auch keine Gelehrten, dennoch haben sie die besten Generäle geschlagen."

„Das ist nicht, was Kainzlmann sagen will", spricht Salomon Goldstein. „Der General ist offenbar invalid — ich meine invalid im Kopfe. Es ist ein Malheur für den Staat, wenn commandiren solche Invaliden."

„Pst! Pst! Herr von Goldstein", beschwichtigt Herr Mayer den Aufgeregten, „wer wird so etwas so laut sagen! Doch lassen wir das — endlich kriegt man den Hausherrn zu sehn —"

In den Kreis der eben Versammelten tritt Arnold Stropp. Man beglückwünscht ihn, man spricht seine Bewunderung des herrlichen Lokals und aller darin herrschenden Pracht aus.

„Es ist ordentlich wohlthuend", sagte Goldstein, „wenn man in der Mitte aller unserer Calamitäten und der ungeheuren Verluste, ja inmitten aller Kunden von Falliten erblickt solchen Reichthum! Das sind Hilfsquellen! Uebrigens sind Sie der Mann, der aus diesen Krisen hervorgeht nur noch reicher."

„O glauben Sie das nicht!" sagt Stropp. „Die Staatslieferungen sollten längst aufgehört haben, ein Gegenstand des Neides zu sein! Manche meinen, wir gewinnen bei unsern Abschlüssen. Ich kann Ihnen — unter uns — sagen, daß meine Verluste ungeheuer sind. Ich habe mich zu so und so viel verpflichtet. Die Leute, von denen ich selbst beziehe, kommen und sagen, sie seien nicht im Stande, in der bestimmten Frist zu liefern. Was bleibt mir übrig? Ich muß

mich an's Ausland wenden, und in Silbervaluta mit Verlust kaufen. Nun, man bringt dem Vaterland ein Opfer! Geht man nicht gerade ruinirt hervor, so ist's schon gut. Schwere, schrecklich schwere Zeiten! Heute noch schicke ich vier, fünf Agenten in's Ausland. Die Einen gehn nach Baiern, um Korn einzukaufen, die Andern in die Walachei. Hier brauch ich Silber, dort Gold — nun rechnen Sie, meine Herren, was man bei den fortwährend steigenden Cursen verliert, wenn schon ursprünglich fast ohne Gewinn accordirt wurde —"

Während die zuhörenden Geld- und Geschäftsmänner der Heuchelrede des verschmitzten Spekulanten beistimmend zunicken oder ihm mit lauten Acclamationen Recht geben, ist doch keiner unter ihnen, welcher nicht sofort bereit wäre, Stropp's Lieferungen zu übernehmen und die daraus entspringenden Verluste zum Wohl des Vaterlandes selbst zu tragen.

Stropp, kein Liebhaber von Gesprächen über allgemeine Dinge, sondern nur von solchen, welche irgendwie mit seiner Tasche zusammenhingen, stellte sich mit einem der Gäste seitab in eine Ecke, um diesem ein persönliches Anliegen vorzutragen. Es war einer seiner intimsten Freunde, sogar Dutzbruder, seitdem

beide schon gar oft ihre schmutzige Wäsche miteinander gewaschen hatten, der vorhin schon eingeführte Kainzlmann.

„Du, Kainzlmann“, sagte Stropp, „man hat doch mit dieser Papierüberfluthung seine Noth. Seit einigen Wochen scheint vollends wieder eine Fälscherbank ihre Thätigkeit begonnen zu haben. Jeden zweiten oder dritten Tag erhalte ich falsche Banknoten.“

„Ei!“ rief Kainzlmann erstaunt. „Woher?“

„Der Teufel weiß es!“ gab Stropp zur Antwort. „Es ist in Geldsendungen von allen möglichen Orten vorgekommen. Die Falsificate sind so höllenmäßig gut, daß ein feiner Finger und ein scharfes Auge nöthig ist, um sie sofort bei der gewöhnlichen Eile der Abzählung zu erkennen. Mein Kassier, der alte Bruckner, den Du ja kennst, ist der erste dahinter gekommen. Da hat sich gezeigt, daß wir bereits einige Tausend Gulden solcher Wische eingenommen haben. Ich kann den Schaden doch nicht tragen —“

„Versteht sich, versteht sich“, fiel der Freund zustimmend ein.

„Und habe sie wieder an den Mann gebracht“, fuhr Stropp fort. „Wie steht's denn in Deinem Geschäft in diesem Punkte?“

„Ich habe nicht zu klagen“, versetzte Kainzlmann. „Es kommt dann und wann vor, aber doch äußerst selten. Seit dem vorigen Mai weiß ich nichts —“

„Donnerwetter!“ rief Stropp, sich in die Haare fahrend. „Heute zählt Bruckner fünfzehntausend Gulden zur Zahlung eines Wechsels auf hiesigem Platze selbst ab und übergiebt sie dem Commis. Dieser kommt zurück und bringt die Nachricht, daß man fünf Hundertguldenbanknoten als falsch zurückgewiesen habe. Bruckner — Du kennst ja den alten Kauz — war darüber noch toller als ich —“

„Wie sehen die Noten aus?“ fragte Kainzlmann.

„Da kannst Du gleich eine sehen“, sprach Stropp, nach der Brieftasche langend, indem er seinen Freund in ein Seitencabinet führte.

Als Kainzlmann das Falsificat geprüft hatte, sprach er:

„Diese Note ist ein Exemplar von der Sorte, welche im Jahre 1850 amtlich ausgeschrieben war. Sie ist aus der Werkstätte einer ungarischen Bande, welche aufgehoben worden ist. Leider hat man das viele Geld, welches sie fabricirt hat, nicht mit aufgehoben.“

„Du verstehst Dich darauf“, sagte Stropp anerkennend. „Dieser Ansicht sind wir von Anfang an, ich und Bruckner. Aber was hilft uns das! Erkläre mir lieber, von wem wir diesen Hunderter eingenommen haben, damit wir uns an ihn halten! Da ist der Hund begraben!“

„Ich muß Dich erinnern“, hob Kainzlmann an, „daß vor wenigen Monaten ein Steckbrief erlassen worden ist, der mit der genannten falschen Bank im Zusammenhange steht. Zwei Kerle — mir fallen ihre zigeunermäßigen Namen nicht mehr ein — wurden gesucht, welche unter falschen Namen, Einer als Graf Doresko, der Andere als Graf Visony, hier in Wien diese Noten, meist in heimlichen Spielhäusern, in Umlauf gesetzt haben. Man kann sich eigentlich nicht wundern, daß man dieses Machwerk einkassirt; aber viel Pech, ein sehr sonderbares Pech gehört dazu, in kurzem Zeitraume eine solche Unmasse davon zu kriegen, wie Du!“

„Das ist richtig!“ rief Stropp. „Bruckner war zum Schlagtreffen alterirt; erstlich hängt er am Geschäfte, wie die Katze am Hause, und zweitens fühlt er sich durch den Vorfall in seiner Ambition gekränkt.

Glaubst Du, daß er zu bewegen war, hier im Saale zu erscheinen? Nicht mit vier Pferden hätte ich den alten braven Kerl hereingezogen!"

„Das ist ein anhänglicher Mensch", meinte Kainzelmann, indem beide in den Saal wieder vorgingen.

Stropp stieß zuerst auf den alten Greifenstein.

„Aber Hausherr, Hausherr", sprach der General, „wann geht das Souper los? Mein Magen verträgt keine so lange Friedenszeit."

„Herr General", gab Stropp jovial zur Antwort, „ich hätte das Tanzen nicht erfunden! Aber die Damen sind ein rühriges Völkchen, welches herumgedreht sein will! Fasan, Pasteten, Champagner, das sind reelle Genüsse, und da halt' ich es mit Ihnen!"

In diesem Augenblick wurde Stropp auf dringende Weise herausgerufen.

Als er den langen Corridor passirt hatte, wo das Getreibe der dienstthuenden Hausleute und der zum Gefolge der Ballgäste gehörigen Diener und Kammermädchen ein sehr reges Leben verursachte, kam ihm der alte Kassier entgegen. Stumm, aber mit einem höchst bedeutsamen Blicke, faßte er den Prinzipal an der Hand und führte ihn in das nahe Wohnzimmer.

„Sind Sie über die Geschichte rappelig geworden?“ fragte Stropp verwundert, als Beide allein waren.

„Nein, Gott sei Dank“, sprach Bruckner in größter Aufregung. „Gott sei Dank, daß ich mir die heutige Geschichte so zu Herzen genommen, und Gott sei tausendmal Dank, daß ich trotz Ihrer Aufforderung das heutige Fest nicht mitgemacht habe! Ich habe indeß Alles herausgebracht und sage Ihnen jetzt: der Lump, der uns die falschen Banknoten unter unsere guten hineinschmuggelt, sitzt in unserem Hause!“

„Wie? Was? In unserem Hause?“ fragte Stropp ganz verwirrt. „Nun, wer ist es denn?“

„Hamden ist's“, erwiderte der Alte.

„Hamden!“ rief Stropp, vor Erstaunen einen Schritt zurückweichend. „Beweise, Bruckner, Beweise! Welche Beweise haben Sie?“

„Schon längst hab' ich geglaubt“, sprach der Kassier, „daß es da nicht mit rechten Dingen zugeht, aber erst der heutige Vorfall hat die Wagschale zum Sinken gebracht. Ich hatte die funfzehn Tausend Gulden für Nathan Mayer vorsichtig abgezählt und auf den Zähltisch gelegt. Dort lagen sie etwa eine Stunde, während dort Hamden ganz allein beschäftigt war, bis

sie der Commis forttrug. Wie kamen da die fünf falschen Hunderter hinein? Diese konnten nur durch Hamden oder unterwegs durch den Commis hineingesteckt worden sein. Da habe ich beschlossen, eine heimliche Visitation bei den zwei Menschen auf eigene Faust vorzunehmen. Ich habe bei dem, der mir am verdächtigsten war, begonnen, bei Hamden. Kaum hatte sich der saubere Vogel auf den Ball begeben, als ich in sein Zimmer hinaufging und meine Operation vornahm —"

„Wie das? Wie das?" fragte Stropp.

„Wie das? Ich habe einen Schlosser mitgenommen und Bureau und Kleiderschrank aufsperren lassen."

„Teufel, das war keck! Und Sie haben was Verdächtiges gefunden, Bruckner?" fiel Stropp mit höchster Ungeduld und Neugierde ein.

„Gewiß", antwortete der Kassier, „Banknoten im Betrage von fast zehntausend Gulden, alle falsch!"

„Ah, das ist ein Galgenstrick!" schrie Stropp auf. „Und den hab' ich, Esel, selbst in's Geschäft genommen! Jetzt, da der Verdacht einmal auf einen festen Punkt gerichtet ist, läßt sich Alles mit Leichtigkeit auf ihn zurückleiten! Jetzt begreif' ich Manches, daß mir

die Augen davon übergehen! Jetzt begreift man auch, warum der Kerl so solid lebt und nie das Haus verläßt! Der Polizei wegen, die gewiß sein Gaunergesicht kennt! So pfiffig bin ich und doch so dumm!“ Er schlug sich zornig auf die Stirn.

„Jetzt kommen Sie schnell mit mir hinauf“, sprach der Kassier, „ich habe Alles liegen und stehen lassen, wie ich es vorgefunden, bis Sie die Dinge selbst in Augenschein genommen haben. Dann gleich auf die Gensd'armerie!“

Beide eilten drei Etagen hoch hinauf, wo Hamden's aus zwei Zimmerchen bestehende Wohnung war. Daselbst angekommen, öffnete der Kassier einen Kleiderwandschrank, hob das Brett, das demselben als Boden diente, auf und zeigte dem Chef, der die Augen weit aufriß, die darunter befindliche Contrebande.

Nachdem Beide die aufgefundenen Notenbündel geprüft und mit dem falschen Hunderter, den Stropp bei sich führte, verglichen hatten, sagte der Letztere:

„Kein Zweifel! Da ist Alles sonnenklar! Jetzt holt mir sogleich ein paar Gensd'armen und laßt den Kerl auf das Geräuschloseste festnehmen!“

Da schallten Schritte von draußen. Ehe Einer

von Beiden noch Zeit hatte, eine Vermuthung darüber auszusprechen, ging die Thür auf und Hamden trat ein.

Die Ueberraschung war gegenseitig, wenngleich das vis à vis für den Letzteren folgenschwerer war.

Hamden blieb an der Thür, welche er hinter sich zugedrückt hatte, stehen, ohne die Farbe zu wechseln, ohne die Miene zu verziehen, ohne einen Laut von sich zu geben, nur ein flüchtiger Blick, gleich einem Blitzstrahl, zeigte an, daß er den ganzen Abgrund seiner Lage überschaue.

„Da also, miserabler Lump", schrie Stropp den Anbeter seiner Frau an, „ist die Diebshöhle zu suchen, aus welcher die falschen Noten hervorkommen! Können Sie das noch läugnen?"

„Nein, Herr Stropp", erwiderte Hamden sehr gelassen.

„Dann ist zu Ende gesprochen!" rief der Kassier mit gleicher Vehemenz.

„Das ist eine Angelegenheit", sprach Hamden ruhig, aber fest, „zwischen mir und Herrn Stropp und Sie haben von nun an hier das Maul zu halten!"

„Dann gut!" sagte der Kassier. „Da gehe ich meiner Wege." Er wollte zur Thür hinaus.

„Nicht so eilig“, versetzte Hamden, den Kassier zurückhaltend.

„Was maßen Sie sich da noch für eine Sprache an?“ rief Stropp mit Stentorstimme, indem er eine Bewegung machte, den Verbrecher anzupacken.

„Sie irren sich über meine Absichten, Herr Stropp“, erwiderte Hamden begütigend. „Ich beabsichtige Ihnen nur eine Erklärung zu geben und einen Vorweis zu zeigen, welchen Ihre Beurtheilung der ganzen Sache verändern kann. Es liegt sogar in Ihrem Interesse, worauf Sie sich jederzeit verstehen!“

„Was hätten Sie vorzubringen?“ fragte Stropp zwar barsch, aber nicht ohne Neugier und eine gewisse Unruhe.

„Erlauben Sie zuvor“, sagte Hamden, „daß ich Etwas hole —“ Er that ein paar Schritte an eine Commode, doch so, daß er die Thür immer im Auge behielt, und zog aus der Lade ein Etui blitzschnell hervor, worauf er die Thür auf das Schnellste besetzte. Sein Aussehen hatte sich aber merkwürdig verändert. Die Ruhe und Verlegenheit, welche seine bisherige Haltung auszusprechen schien, war in's Gegentheil umgeschlagen. Mit hohem Kopfe stand er plötz-

lich da, seine Mienen zogen sich krampfhaft zusammen, seine Augen rollten wild und unheimlich.

„Jetzt", sprach er, „bin ich gewiß, Gehör zu finden!" Bei diesen Worten that er aus dem Etui einen kurzen, kleinen Revolver hervor.

Bei dem Anblicke dieses ungemüthlichen Vademecums prallte der Kassier, ein alter, schwacher Mann, erschrocken zurück, aber Stropp im furchtbaren Zorn, am meisten über sich, sich so überlistet zu sehen, ergriff einen Stuhl und wollte auf Hamden losschlagen.

„Fassen Sie sich", schrie ihm Hamden entgegen. „Ich bin kein Mörder, wenn ich nicht von Ihnen gezwungen werde, einer zu werden."

Stropp, dem die Besinnung wiedergekehrt war, hielt inne und Hamden fuhr fort:

„Mit dieser Waffe vertheidige ich nur die Thür, denn ich will zu Ende gehört werden. Jetzt wäre Ihr Erstes, Gensd'armen zu holen und mich und sich mit zu ruiniren. So aber ist noch die Hoffnung da, daß wir friedlich auseinander gehen werden."

„Reden Sie also!" sagte Stropp, ohne jedoch den Stuhl aus der Hand zu lassen, denn auf die friedlichen

Absichten eines solchen Menschen war wenig Vertrauen zu setzen.

„Ich werde kurz sein", sprach Hamden, „denn Sie werden auf dem Balle von Minute zu Minute mehr vermißt werden und mir selbst kann in diesen Mauern nicht länger wohl sein. Um was handelt es sich hier? Offenbar nur um zwei Dinge. Erstens, welchen Schaden ich Ihrer Kassa zugeführt habe und zweitens um das Strafgesetzbuch, gegen welches ich mich versündigt habe. Was den ersten Punkt betrifft, so weiß ich, daß Ihr Verlust sehr gering ist, denn Sie haben die Noten, welche ich in Ihrem Geschäfte in Umlauf gesetzt habe, wieder angebracht und — wissentlich — wieder ausgegeben. Sie werden es bezeugen, Herr Kassier!"

Der Kassier kratzte sich statt aller Antwort mit sauerem Gesichte hinter dem Ohre.

„Somit wird nicht viel mehr übrig bleiben", fuhr Hamden wieder fort, „als die fünf Hunderter, welche heute zur Entdeckung meiner Manipulationen geführt haben. Diese und die Kleinigkeit, welche sich noch irgendwo herausstellen sollte, sind durch die Kraßnitzer Aktien, mit welchen Sie mich gleich in den ersten Tagen angeschwindelt haben und welche Sie zur Stunde

noch verwahren, ausreichend gedeckt. Sprechen Sie selbst, ob Sie Ihre Verluste höher anschlagen können!"

„Das kann ich leicht zugeben", erwiderte Stropp, dessen schlechtes Gewissen durch die eingeflossenen Seitenhiebe in stürmische Bewegung gebracht war. „Doch damit allein kann ein solches Treiben nicht abgethan sein!"

„Darauf will ich eben kommen", fiel Hamden rasch ein. „Das schlägt in den zweiten Punkt ein: das Strafgesetzbuch, insofern ich hauptsächlich dem Staate Schaden zugefügt habe. Sehen Sie aber! Ich war lange genug in Ihrem Geschäfte und habe mir ein hinlängliches Material gesammelt, um nicht genau zu wissen, wie Sie bei Ihren Lieferungen mit dem Staate umgehen und darauf stütze ich zum Theil meine Erwartung, daß Ihnen nicht so viel daran gelegen sein könne, wenn auch einem armen Teufel, wie ich es bin, Etwas auf Staatskosten in die Tasche fällt. Jeder von uns bereichert sich auf seine eigne Weise —"

„Hören Sie, Herr Hamden", unterbrach Stropp den vor ihm Stehenden heftig. „In Ihrer gegenwärtigen Stellung sollte Ihnen das allergeringste Maaß von Klugheit rathen, meine Nachsicht zu erbitten, nicht aber meinen Zorn zu reizen und auf einen Gegenstand

zu kommen, den Sie lieber unerwähnt lassen sollten, falls es sich so verhielte, wie Sie sagen. Ihre Behauptung ist aber grundfalsch."

„Lassen Sie das gut sein", versetzte Hamden, von dieser Antwort ganz unberührt. „Ich behaupte es, und wüßte es im Nothfalle zu beweisen. Versetzen Sie sich im Geiste ein wenig in meine Lage, so werden Sie einsehen, daß ich nicht blind in den Tag hinein gelebt habe, sondern, daß mich die Möglichkeit einer Entdeckung Tag und Nacht beschäftigen mußte. Im Hinblick darauf habe ich mir die genauesten Kenntnisse über Ihr geschäftliches Gebahren verschafft und jetzt sehen Sie, daß es nicht ganz vergebens gewesen. Wenn Sie Ihr Gedächtniß nur ein bischen zu Rathe ziehen, so müssen Sie sich manchen Vorkommnisses erinnern, welches während meiner Anwesenheit in Ihrem Hause gespielt hat. Ich bin gelernter Kaufmann und, wie Sie mir selbst schon zugestanden haben, fähig, die Leitung selbst eines so umfangreichen Geschäftes, wie das Ihrige, zu überblicken."

„Verlieren wir nicht Zeit und Worte!" rief Stropp mit großer Ungeduld, den Eindruck des Gehörten bemäntelnd. „Mir, als Geschäftsmann, kann es persön-

lich nur äußerst unangenehm sein, einen Menschen, der in meinem Comptoir gewesen, den Gerichten als Spitzbuben und Fälscher zu überliefern. Noth ist eine arge Rathgeberin und ich habe auch nicht das Herz eines Henkers. Trotzdem sehe ich aber hier keinen Ausweg, wenigstens den nicht, welchen Sie hoffen, oder auf welchen Sie zu rechnen scheinen. Gesetzt, ich sagte: Gehen Sie jetzt Ihrer Wege! Mit welcher Garantie für meine Person könnte ich es thun? Sie sind ein Mensch, der vor Dingen nicht zurückschreckt, vor welchen ich mit Recht zurückschrecken muß. Sie werden von hier fortgehen und vielleicht morgen oder übermorgen oder erst in einem halben Jahre festgenommen werden. Soll es dann heißen, Arnold Stropp's Haus habe um Ihre Fälschungen gewußt? Und würde mein Ruf, Alles nicht bis dahin von Ihrem Gutdünken abhängen. Unsinn, Unsinn! So geht es nicht, ist überhaupt nach diesen Verhandlungen auch schon zu spät. Hätten Sie, als Sie hier eintraten und sich entdeckt sahen, schnell Kehrtum gemacht, und Reißaus genommen, das wäre der einzige richtige Ausweg gewesen — jetzt geht's nicht, unmöglich und sollt' ich mich gegen Ihren Revolver mit einem Zahnstocher vertheidigen!"

„Ich bin kein Mörder,“ versetzte Hamden. „Um aber bei der Sache zu bleiben, komm' ich darauf zurück, daß Sie nur im eigensten Interesse handeln, wenn Sie mich frei gehn lassen. In dem von mir bereits Angeführten sollten Sie dafür genug zwingende Motive gefunden haben, aber da ich Ihr Sträuben noch immer so hartnäckig sehe, so muß ich nun freilich schon zu einer neuen Zwangsmaßregel schreiten!“

„Umsonst!“ rief Stropp. „Ich lasse mich eher in Stücke hauen —“

„Sie sind zu aufgeregt“, erwiderte Hamden. „Sie haben ein hitziges Temperament, ich weiß aber, daß Ihr Verstand und die Erkenntniß Ihres Vortheils schließlich doch immer die Oberhand gewinnen. Werden Sie noch immer Nein sagen, nachdem ich Ihnen erklärt habe, daß ich im Einverständnisse und im Bunde mit Ihrem Bruder gehandelt? —“

„Bruder?“ rief Stropp. „Ich habe keinen Bruder mehr!“

„Doch, doch!“ sagte Hamden, „ich habe halbpart mit Ihrem Bruder Philipp —“

„Der ist todt!“ rief Stropp.

„Das wäre Ihnen wohl das Angenehmste“, versetzte Hamden. „Aber es ist nicht so, Philipp lebt —“

„Habe ich denn nicht seinen Leichnam gesehen?“

„Wohl ist Ihnen“, erwiderte Hamden mit höhnischem Lächeln, „in Kaschau ein Leichnam gezeigt worden. Haben Sie aber das Gesicht Ihres Bruders erkannt? Ich zweifle. Sie haben die Leiche eines Mannes gesehn, der wohl vier Wochen am Baume gehangen war, und da richten Fäulniß und Raben seltsame Verheerungen in einem Gesichte an. Herr Stropp, es sehen sich oft so prosaische Leute wie ich und Ihr Bruder gezwungen, um die nachstellenden Behörden irre zu führen, so excentrische Dinge zu erfinden, wie irgend ein Romandichter. Uns war's darum zu thun, daß alle Welt Philipp Stropp für todt halte, wir verschafften uns einen geeigneten Kadaver — Philipp—“

„O, dieser Galgenstrick!“ rief Stropp. „Lügen Sie mich nicht an?“

„Diese Frage später“, fuhr der Gauner fort. „Ich wiederhole Ihnen: Philipp hat mir die Idee gegeben, bei Ihnen in's Geschäft zu treten, um auf's schnellste und sicherste eine Summe zu realisiren, welche uns flott macht und aus diesem Reiche hinaushilft!“

„Solche Attentate brütet man gegen seinen Bruder aus!“ schrie Stropp grimmig aufseufzend auf.

„Was erwarten Sie von ihm?“ sprach Hamden mit kaltem Hohne. „Sie haben ihn erbarmungslos hinausgestoßen, ihm im größten Elend einen Bissen Brod versagt! Ich komme Ihnen zwar nur wie ein Spitzbube vor, aber ich habe mit seiner Lage Mitleid gehabt. Ich habe ihm Mittel verschafft, Obdach ausgewirkt und wenn ich aus Ihrem Hause frei fortkomme, wie ich noch immer hoffe, wird er mit mir in der Lage sein, Oestreich zu verlassen und ein fernes Land aufzusuchen, um ein anständiges Leben zu beginnen. Wollen Sie es aber nicht —“

„Wie soll ich glauben, daß Philipp lebt?“ rief Stropp, dem diese Neuigkeit kein geringer Schrecken war.

„Ich will Sie überzeugen“, gab Hamden rasch zur Antwort. Seien Sie so gefällig, Herr Bruckner, und reichen Sie mir die Briefe, die in der oberen Schublade liegen.“

Er warf dem Genannten ein Schlüsselchen zu, die Thür noch immer sorgsam hütend. Stropp hob den Schlüssel selbst auf und brachte ungefähr zehn Briefe, welche er seinem entsetzlichen Volontair übergab.

Hamden nahm einen Brief in die Hand und fragte: „Kennen Sie den Baron Schnorr?“

„Mein Lebtag nicht von ihm gehört“, erwiderte Stropp rasch und entschieden.

„Dann“, sagte Hamden, „werden Sie seine Handschrift desto besser kennen.“ Er gab Stropp den Brief.

Stropp fuhr bei'm Anblick der Schriftzüge zurück.

Baron von Schnorr war bekanntlich der angenommene Name Philipp's, als er in der Spielhölle bei Fräulein Ilka mit den falschen Spielern zusammengekommen war.

„Die Hand ist täuschend ähnlich,“ sagte Stropp langsam, nachdem er die Blätter sorgfältig geprüft.

„Sie ist es selbst“, erwiderte Hamden. „Da ein anderer Brief von neuestem Datum, an mich in Ihr Haus adressirt — sehen Sie — 8. Januar — Herrn Hamden — da sind noch zwei an mich, kurz ehe ich bei Ihnen eingetreten bin — sehen Sie — an den Grafen Visony — denn das war ich noch damals“, fügte er mit teuflischem Lächeln hinzu.

„Sie sind Visony!“ rief Stropp, den Genannten mit beiden Augen starr messend, während der ehemalige roumanische Graf sich ihm ruhig präsentirte, mit einer augenscheinlichen Schadenfreude, in seinem eleganten schwarzen Ballanzuge mit der weißen Binde,

eine weiße Camelie im Knopfloche, welche Frau Stropp aus ihrem Ballbouquet kurz zuvor herausgezupft und ihm verehrt hatte.

„Philipp lebt", sagte Stropp, unermeßlich niedergeschlagen. „Wo steckt er jetzt?"

„Das ist mein Geheimniß", gab der Spießgeselle zur Antwort. „In Sicherheit ist er, soviel kann ich Ihnen zur Beruhigung sagen. Doch, wenn mir —" fuhr er mit erhobner Stimme fort — „ein Haar gekrümmt wird, wenn Sie mich arretiren lassen, so ist er bald, sehr bald bei mir und wir sitzen auf derselben Anklagebank! Philipp hat sonst auch schlechte Antecedentien. Vergessen Sie das nicht! Alles zusammengenommen, dürfte sich dann auch für Sie, Herr Stropp, ein gewaltiger Sturm zusammenziehen, aus welchem Sie bis auf die Haut durchnäßt herauskommen würden, so durchnäßt, daß Sie sich in keiner anständigen Gesellschaft mehr sehen lassen könnten. Wenn Sie noch dann einen Ball geben würden, so dürfte dieser höchstens von einem Publikum entlassener Sträflinge besucht werden!"

Wie auf den Mund geschlagen, stierte Stropp stumm auf den Boden. Alle Sorgen und Schrecken

seiner Vergangenheit waren in ihm erwacht. Alle Befürchtungen, welche mit dem vermeintlichen Tode seines Bruders für immer beseitigt schienen, belebten sich wieder, noch durch die Drohungen des gräßlichen Menschen verstärkt, welchen er vor sich hatte.

„Was ist nun Ihr Interesse?“ fragte Hamden mit muthiger Zuversicht.

„Mein wahres Interesse wäre“, brach Stropp, die Hände zusammenschlagend, aus, „nie meinen Bruder, nie seinen Abgesandten und Substituten gesehen zu haben!“

Rath- und sprachlos stand er eine Zeit lang da. Plötzlich raffte er sich auf. Blick, Bewegung und Sprache verriethen die aufgeregteste Hast, aber auch vollständige Muthlosigkeit.

„Ich zeige Sie an“, sagte er, „ich muß Sie als ehrlicher Staatsbürger anzeigen! Ich übergebe Morgen in aller Frühe die ganze Geschichte dem Staatsanwalt! Und jetzt —“ er fuhr gegen die Thüre — „scheeren Sie sich zu allen Teufeln!“

Hamden, der nun die moralische Gewißheit hatte, daß ihm die Flucht vergönnt sei, ließ die beiden gefangenen Richter zur Thür hinaus, worauf er die nöthig-

sten und werthvollsten Gegenstände zusammenzuraffen begann, um sich eiligst aus dem Staube zu machen.

„Ich konnte nicht anders", sagte Stropp unten zu seinem Kassier, der ihm zuredete, Hamden verhaften zu lassen.

„Bedenken Sie aber", begann Bruckner auf's Neue. „Bedenken Sie —"

„Bedenken Sie!" rief Stropp höhnisch. „Ja, wenn Nichts zu bedenken wäre! Dann, dann! Zehntausend Gulden nehme ich nicht für den Skandal, der ausbrechen würde! Gehen Sie schlafen!"

Er eilte in den Saal, wo bereits das Souper begonnen hatte.

„Zehntausend Gulden?" murmelte er noch vor sich hin. „Hunderttausend gäbe ich dafür, wenn ich ein reines Leben hinter mir hätte!"

Er schritt mit dem Entschlusse vorwärts, alle Sorgen, welche jetzt seine Brust durchstürmten, mit einem gewaltigen Rausche niederzuschmettern.

Viertes Kapitel.

Führt den Leser in das Land, wo die Orangen blühen.

Unsere Erzählung betritt zum ersten Male hesperischen Boden, wenn auch nur dessen äußersten Rand, jenes Land von Oestreichisch-Italien, welches gegen den herrschenden Druck am heftigsten und am consequentesten reagirte und wenige Jahre später der historische Schauplatz werden sollte, auf welchem die Ueberspannung des zeitwidrigen Absolutismus gebrochen ward. Das Schwert Radetzky's und die Bomben des Königs von Neapel hatten eine lediglich äußere Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. In den Herzen der Nation lebte der grimmigste Widerstand und eine ungeschwächte Insurrektionslust fort. Die Regierung war genöthigt, unausgesetzt Zwang auszuüben, theils um dem passiven Widerstand zu begegnen, theils um wirk-

lichen Ungehorsam zu züchtigen. Die Civil- und Militärgerichte, unausgesetzt in voller Thätigkeit begriffen, über Fälle des Hochverraths und der Störung der öffentlichen Ruhe Urtheile zu fällen, legten damit selbst das Zeugniß ab, daß die Zustände der Halbinsel gefahrvoll und unheilvoll waren und dokumentirten mit faktischen Beweisen die Artikel der öffentlichen Zeitungen, die mit wahrer oder fingirter Selbsttäuschung das Werk der Pacification als glücklich vollendet betrachteten, die Oestreich freundlichen Gesinnungen der Bewohner im täglichen Zunehmen sahen, namentlich von der unbedingten Anhänglichkeit des Landvolks an die Fremdherrschaft fabelten und die Urheber der von Zeit zu Zeit ausbrechenden Unordnungen auf ein kleines Häuflein mazzinistischer Banditen reducirten. Man braucht nur diese Berichte nachzulesen und wird sich des Lächelns nicht erwehren, denn die wohlgesinnte Presse überschritt das Maaß des möglicherweise Sagbaren in wunderbarer Weise. Man kann einwenden, daß es in den meisten Fällen ein diplomatisch schlau berechneter Optimismus war, welcher die Verfasser solcher Artikel inspirirte, aber die Klugheit wäre mehr werth gewesen, welche den Feuerruf ausgestoßen hätte, statt

ihn zu unterdrücken, um das Haus zu retten, statt es heimlich im Gebälk fortbrennen zu lassen.

Möglich, daß die Italiener trotz liberaler Einrichtungen dennoch die nächste Gelegenheit zum Abfall benutzt hätten; hat man sie aber mit der eisernen Faust, mit welcher man so hochmüthig gedroht, festgehalten? Nichts, als Oestreichs feindselige und kalt abstoßende Haltung Italien gegenüber hat Victor Emanuel großgezogen und Napoleon III. die Thore von Mailand geöffnet. Der Kaiser von Frankreich war um jene Zeit dort womöglich noch verhaßter, als Oestreich selbst, warum ist es ihm gelungen, sich dort Anhänger und überwiegenden Einfluß zu verschaffen? Nur ein blinder Fatalist kann glauben und behaupten, daß Oestreich aus Italien unbedingt verdrängt worden sein mußte, und nicht irgend eine Form hätte gefunden werden können, unter welcher seine Macht auf der Halbinsel festeren Fuß gefaßt hätte. Die Verblendung war leider in ein System gebracht und erstreckte sich auf alle Kronländer der Monarchie. Sie fand nur anderswo geduldigere und weniger renitente Massen. Ueberall wurde das Volk als Gegensatz der Regierung, als ein Haufe von Tobsüchtigen betrachtet, welcher

nur, von Bayonneten umstarrt, Ruhe und Frieden halten kann.

Der Absolutismus, eine Staatsform roher Jahrhunderte und deren, wie die Geschichte zeigt, durchwegs angemessener Ausdruck hatte seiner Zeit die culturhistorische Berechtigung, die ungefügige Masse zu gestalten und emporzubilden. Heutzutage, wo wachsender Wohlstand und fortgeschrittene Bildung alle Verhältnisse verändert haben, kann und darf die Regierungskunst allein nicht beim Alten stehen bleiben, ohne endlich dem allgemeinen Widerspruche zu erliegen. Die Völker von heute, aus deren Schooße ein Erfinder nach dem andern hervorgeht, deren Hände Arbeit die erstaunlichsten Erfolge auf allen Gebieten zu Wege bringt, diese Völker sind keine Horden mehr. Sie verlangen eine ihrer Einsicht entsprechende Selbstständigkeit, sie wollen die Regierung, welche sie lediglich als das mit der Führung ihrer Geschäfte betraute Organ betrachten, controlliren und fühlen sich von der Vormundschaft durch Corporale und Gensd'armen beleidigt. Aber von dieser Erkenntniß war Oestreich damals leider so weit entfernt, daß schon die in diesen Zeilen liegende ruhige und eigentlich aller Welt geläu-

sige Darlegung in jener Zeit den Schreiber derselben schwer gravirt, vielleicht gar irgend einem Gerichte überliefert hätte.

Da das Oestreich von damals dem Anbruche einer neuen Geschichtsperiode höherer Gesittung nichts als Zwangmaßregeln zu bieten hatte, trieb es die verzweifelten Völker auf der Bahn der Opposition immer weiter. Der Glaube an Reformen, die zuerst genügt hätten, ging verloren, centrifugale Tendenzen tauchten auf und gewannen immer mehr Anhänger.

In Italien, wo der Abfall zuerst vor sich gehen und das alte System den ersten Todesstoß erhalten sollte, war die Regierung gegen die fortwährend am Himmel stehenden Anzeichen des Sturmes blind. Mit der Ruhe des Archimedes baute sie an der Vermehrung der Befestigungen weiter und hätte den für einen Narren oder Böswilligen erklärt, der ihr gesagt hätte, die Zufriedenheit der Völker sei das beste Festungsviereck. Die Nation blickte indeß mit ganzem Vertrauen auf den „perfiden Sardenkönig" und dessen Minister Cavour, zwei Männer, welchen die um sie geschaarte Emigration, aus den populärsten und ruhmvollsten Namen bestehend, ein täglich wachsendes moralisches An=

sehen gab. Geheime Comité's bildeten sich in den Städten und eröffneten den Feldzug einer allgemeinen Verschwörung, welche die Regierung lähmte und zuletzt vollständig isolirte. Allerdings sahen die Behörden diesem Treiben nicht unthätig zu und es gelang ihnen sehr oft, einen der Geheimbündelei Schuldigen oder Verdächtigen einzufangen. Aber die fallenden Opfer konnten nicht Bekehrung, sondern nur Erbitterung hervorrufen und jeder Schlag, den die Regierung führte, diente nur dazu, die Organisirung des geheimen Krieges zu vervollkommnen und die Urheber desselben vorsichtiger, gewitzigter, erfindungsreicher zu machen. Bei dieser extremen Lage der Dinge war freilich keine Transaction mehr möglich. Italien konnte nunmehr nur durch Gewalt erhalten und nur durch Gewalt befreit werden.

Ein Abgrund hatte sich zwischen die Regierenden und Regierten gezogen, aller Verkehr unter beiden hatte aufgehört und die Sympathieen für Piemont, das einst bei den Italienern für eigentlich nur halb italienisch gegolten hatte, wurden offen zur Schau getragen. Die Behörden waren vergeblich bemüht, die Kluft, welche zwischen ihnen und der Nation gähnte, mit

Hilfe zahlloser Spione zu invigiliren und Blicke in das innere Getriebe der Patrioten zu gewinnen. Die Erfolge waren bei dem Mißtrauen und der Schlauheit des italienischen Charakters äußerst gering. Namentlich schwer waren die Spione für die höhere, tonangebende Gesellschaft aufzutreiben, und selbst bei den Wenigen, welche sich zu dieser Rolle verstanden hatten, war es nicht leicht zu bestimmen, ob nicht die Mehrzahl derselben der Revolution diene und die Behörden bei der Nase führe.

Der Adel, der in andern Ländern mit sehr geringen Ausnahmen allen Volksbewegungen schroff gegenübersteht, ging hier sogar mit dem Beispiele des Trotzes und Widerstands voran; denn ihm gestattete seine unabhängige Stellung die freie Kundgebung seiner patriotischen Empfindungen, während die unter ihm stehenden Klassen allzu oft genöthigt waren, auf ihr Interesse und ihr tägliches Brod Rücksicht zu nehmen. Wohl nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl mochte damals ein patriotisch-östreichisches Gemüth die Reihen des Adels mustern. In dem ganzen bevorzugten Körper, welchen man vorzugsweise die Stütze des Thrones zu nennen beliebt, gab es nur ein kleines Häuflein, das man

österreichisch gesinnt nennen konnte, und dabei war es noch fraglich, ob nicht viele darunter ihre Loyalität lediglich heuchelten. Die wenigen wirklich Treuen wurden von der Nation in zwei Kategorieen getheilt. In solche, welche als harmlose Curiositäten verhöhnt und in solche, die als Feinde betrachtet und behandelt wurden.

Venedig galt für etwas besser gesinnt als Mailand und doch fehlte viel dazu, daß der Gemüthszustand der dortigen Bevölkerung hätte Vertrauen einflößen können. Der Adel war großentheils fortgezogen. Handel und Volksleben lagen darnieder, der Frohsinn war verpönt, kaum, daß während der Wintersaison ein paar Hundert Fremde, meist norddeutsche und russische Adelsfamilien, etwas Leben in die alte Dogenstadt brachten. Die Caffeehäuser gehörten fast ausschließlich den Officieren. Man hatte beinahe aufgehört, Zeitungen zu lesen. Piemontesische und französische Blätter waren verboten und sich für die Nachrichten aus Ostindien, Japan und Australien zu interessiren, mit denen die officiellen Organe am liebsten ihre Spalten füllten, hatte das Publicum noch nicht gelernt. Umsomehr waren Stadt und Land mit Gerüchten überschwemmt.



Bald hörte man von geheimen Rüstungen Piemonts, bald sollte eine Mailänder „Vesper" stattfinden, bald eine französische Armee in Genua landen, kurz jede Woche führte ein neues Drohgespenst herauf. Daneben Cigarrenfehden, dann und wann ein Auflauf auf dem Markusplatz, Publicationen des Polizeichefs, Hirtenbriefe und Nachrichten von standrechtlichen Urtheilen in Mailand und in der von Oestreich besetzten Romagna — es war eine unerfreuliche, unwirthliche Zeit.

Graf Thieboldsegg, der in dem prächtigen Hotel „la Ville", dem ehemaligen Palazzo Grassi am Canal grande abgestiegen war, hatte seit Neujahr ein kleines Haus in der Nähe der Kirche Degli Scalzi gemiethet. Hier war er nicht eben im Mittelpunkt der Stadt und doch ihm nicht allzu fern, wohnte nicht ostentiös und dennoch seinem Stande angemessen; er hatte drei Zimmer gegen den kleinen Platz hin, seine Tochter ein wohnliches, ja sogar reizendes Boudoir mit einem Erker, dessen Fenster auf den Canal hinaussahen.

Cornelia schien sich in der alten melancholischen Dogenstadt zu gefallen; die wunderbaren Prachtbauten, die Eigenthümlichkeit eines Lebens, das ihr noch neu war,

interessirten sie. So oft die Witterung es zuließ, wurden Fahrten nach Fusine, Mestre, dem Lido und den Inseln unternommen. Die kleinen Reisen zu diesen geisterstillen Gestaden, aus denen, wie man sich ihnen nähert, Kirchen und alte Paläste hervorsteigen, während im Norden die Alpenkette herüberglänzt, gewähren einem empfänglichen Gemüthe eine eigenthümliche Freude.

Wenn das Wetter für weitere Ausflüge nicht geeignet war, konnte man sich doch auf dem Markusplatz und der Riva Degli Schiavoni ergehen. Freilich ist Alles verschwunden, was diese Orte einst wie ein heiteres und bizarres Theater erscheinen ließ. Venedig, eine verarmte und herabgekommene Schöne, hat alle ihre bunten Gäste und Anbeter entlassen, sie hat Volkstrachten und Masken in den Winkel geworfen; alle Figuren, die wir aus Goldoni's Comedien und Canaletto's Bildern kennen, sind den Dogen und Senatoren in's Grab gefolgt, dennoch hat es einen eigenen Reiz auf der Riva zu wandeln, wenn die sinkende Sonne ihre Lichter auf die Inseln mit ihren Klöstern und Kuppeln wirft. Der Himmel, die Luft, das Wasser sind dieselben wie ehedem, wenn auch die Paläste verfallen und die Räume verödet sind. Leise schwanken Schiffe und Boote, die am Molo an-

gelegt haben, hier wiegt sich ein Schiffjunge im Takel-werk, die Wachtfregatte steht draußen in der freien See, wie ein großes Menschenleben, das immer im Kampf zu thun hat.

Auch hat, wie tief Venedig auch herabgekommen sei, die alte Riva noch immer einen letzten Rest von Volksleben aufzuweisen. Wie der Abend herankömmt, füllen sich die Caffeebuden und Weinkneipen, Gruppen von Schiffern, Facchins und Gassenbuben, die Jacke über die linke Schulter gehängt, die lange, schwarze Virginiacigarre im Munde erholen sie sich bei irgend einem Spektakel von den Strapazen des tagelangen Müssigganges. Hier giebt es einen Taschenspieler mit einer wassergefüllten Flasche, in welcher sich ein schwarzes, possierliches Figürchen auf und ab bewegt und bald in die Tiefe taucht, bald in die Höhe steigt. „Abbasso piccolo! herunter Kleiner!“ ruft der Gaukler. „Wart' Schurke, du willst nicht? Que demonio! Abbasso, abbasso! Kennst du nicht den furchtbaren Stab?“ Er schwingt ein schwarzes Fischbeinstäbchen und plötzlich fliegt der Kleine in die Tiefe der Flasche bis zum Punkt, den ihm der Magier anweis't, und des Erstaunens des Publicums ist kein Ende! Wie viel tausend

und tausend einfältige Gemüther hat der Mann bereits mit seinem cartesianischen Teufelchen in Erstaunen gesetzt!

Auf einem andern Punkt ist es ein Comödiant, der eine Schaar von vierzig bis fünfzig Menschen um sich versammelt. Der Mann spielt eine ganze Comödie, er spielt oft vier Personen zugleich mit vier Stimmen, die vom höchsten Weibersopran bis zum tiefsten Baß herabgehn. Er geberdet sich wie toll, stemmt die Hände in die Seiten, grollt wie ein Vater, weint und bittet wie eine Tochter, keift wie eine Mutter, hat edle Momente wie ein Liebender, und das Alles blitzschnell auf einander folgend, in einer Scene. Ein gestärktes Schnupftuch macht dabei sein ganzes Costüm aus; spielt er das Weib, so wird aus dem Tuche eine vielgekraus'te Haube, spielt er den Alten, sitzt ihm ein Dreimaster auf dem Kopfe. Armer Kautz, komischer Volkspoet, zurückgeblieben aus dem Mummenschanz der alten Zeit, achte wohl auf Alles, was Du sagst, controllire alle die Einfälle, ehe Du ihnen Worte giebst! Deine Improvisationen bleiben nicht uncensirt, das horchende Ohr folgt Dir, wohin Du gehest! Du verdienst Dir Dein Brod nicht ohne tägliche Gefahr. Besser schon hat es Dein Concurrent, der Dich

zu übertäuben kommt, der Mann mit der mächtigen Drehorgel, aber auch er darf manche Melodie Verdi's nicht aufspielen.

Dem Grafen Thieboldsegg war viel dran gelegen gewesen, für seine Tochter eine passende Gesellschaft zu finden; der Zufall hatte ihn in diesem Punkte merkwürdig begünstigt. Er war in einem streng österreichischen Cirkel mit dem Marquis Pignatelli und seiner Gemahlin zusammengetroffen.

Die Marchesa und Cornelia hatten da eine so große Anziehungskraft für einander empfunden, daß sie gleich das erste Mal wie zwei Schwestern auseinander gingen. Seitdem hatte sich diese Freundschaft in mehrwöchentlichem Zusammenleben fast bis zur Intimität gesteigert.

Die Marchesa war eine geborne Italienerin und wirklich das edelste Prototyp italienischer Schönheit, das man sich denken konnte. Auf einer hohen und elancirten Gestalt saß ein Kopf von fast classischer Reinheit und geistigstem Ausdruck. Der matte Teint, die feurigen, dunklen Augen, Perlenzähne und das schwarze, üppige Haar — Alles stimmte zusammen, das Bild der schönsten Tochter des Südens zu geben

und zu vollenden. Höchstens zwei bis drei Jahre älter als Cornelia, war die Marchesa mit einem fast männlichen, über ihr Alter hinausgehenden Verstande begabt. Ihr Denken und Fühlen hatte etwas Energisches, Warmes, in sich Fertiges; was sie aussprach, überzeugte; es war als ob nichts Unbedeutendes über diese Lippen kommen könne; dabei Weltkenntniß, Tact, eine über alle Angelegenheiten des geistigen Lebens verbreitete Bildung und eine sich nicht vordrängende, aber innerliche Herzlichkeit. Der Graf war glücklich, daß Cornelia diese Bekanntschaft gemacht habe, denn schon in Wien hatte er nach der Entlassung der Frau Hassenfeld den Mangel eines entsprechenden Umgangs für seine Tochter schwer empfunden. Hier hatte sich denn ganz unverhofft nicht nur ein Ersatz, sondern ein Gewinn gefunden. Aber auch die Marchesa, welche kinderlos war und wenig mit andern Frauen verkehrte, schien die größte Freude am Besitz ihrer neuen Freundin zu haben; bald verging kein Tag, an welchem sich die beiden Damen nicht wechselseitig besucht hätten.

Der Graf hatte dies Bündniß von allem Anfang an begünstigt, aber doch nicht früher, als bis er aus dem Munde sämmtlicher Behörden erfahren hatte, daß

der Marquis, ihr Gemahl, den Ruf eines der wohlgesinntesten und Oesterreich treuergebensten Staatsbürgers genieße. Da erst wagte er sich ohne Rückhalt dem günstigen Eindruck hinzugeben, den die Marchesa auf ihn gemacht. Er suchte nun seinerseits ihre Gesellschaft und konnte, wenn er hörte, daß sie bei Cornelia zu Besuche sei, Alles liegen und stehen lassen, um sich ihrer Gegenwart zu erfreuen. Es war oft, als ob die in seltener Art interessante Erscheinung der Marchesa das verhärtete Herz des alten Exdiplomaten zu galvanisiren vermocht habe, daß es wie das eines andern Menschen schlage. Am Marchese fand er weit weniger Gefallen und nahm ihn eigentlich nur um seiner Gemahlin wegen hin.

Der Marchese gehörte zu jener obenerwähnten kleinen Schaar schwarzgelber italienischer Nobiles, welche von der Nation zum Theil als unbegreifliche und nicht weiter erklärbare Existenzen verhöhnt und zum Theil auch angefeindet wurden. Er wurde von Diesen als ein ungefährlicher Kautz belächelt, von Jenen mit allen möglichen Drohungen und Chikanen der Volksjustiz beehrt.

Der Marchese entstammte einer der ältesten venetianischen Familien, und zwar einer, bei welcher sich ein

ansehnlicher Reichthum noch immer erhalten hatte. Die loyale Haltung, welche er beobachtete, war auch durch den Umstand erklärbarer, daß er in den Reihen seiner nächsten Verwandtschaft mehrere österreichische Generäle und Hochtorys zählte. Faßte man überhaupt seine ganze Persönlichkeit in's Auge, so ergab sich, daß er nicht geschaffen sei, für eine allgemeine Sache zu schwärmen oder gar deren Märthrer zu werden. Er war von jeher ein Bonvivant gewesen und sein Geschmack am Wohlleben hatte sich in dem Alter, in welchem er gegenwärtig stand — er war hoch in den Fünfzigen — womöglich gesteigert. Auf einer gedrungenen, leicht beleibten Gestalt saß ein wahrhafter Satyrkopf, und zwar der eines häßlichen Satyr; die Physiognomie wäre abstoßend gewesen, wenn nicht ein unverlöschlicher Zug guter Laune und Jovialität den Ausdruck des Gesichts gemildert hätte.

Der Marchese hatte, wie erwähnt, eine fleckenreine politische Unschuld in die Reaktionsperiode hinübergenommen. Er hatte sich gleichzeitig mit dem Abzug der Oesterreicher aus Venedig im Jahre Achtundvierzig aus seiner Vaterstadt zurückgezogen und war erst seit etwa einem halben Jahre wieder dahin zurückgekehrt.

Inzwischen hatte er in Florenz und zuletzt in Bologna gelebt und sich ausschließlich nur in den Kreisen der Machthaber bewegt. Von seinen Landsleuten wie ein Abtrünniger und Verräther betrachtet, hatte er nicht immer die erforderliche Klugheit gehabt, die gegen ihn aufgebrachte öffentliche Meinung zu schonen, sondern sich hinreißen lassen, Demonstrationen mit Demonstrationen zu erwidern. Das hatte die Folge, daß er Florenz verlassen mußte und nach Bologna übergesiedelt war. Wiewohl er sich dort in seinen Sympathieen für die Fremdherrschaft bedeutend gemäßigt hatte, war ihm der loyale Ruf, der ihm folgte, eine beständige Quelle von Unannehmlichkeiten; er war sogar noch unlängst, auf dem Heimweg aus einer Gesellschaft in später Nacht von ein paar Männern angegriffen worden und nur das Herbeieilen einer Patrouille hatte ihn vom gewissen Tode gerettet.

Dies war der Vorfall, der ihn bestimmt hatte in seine Vaterstadt zurückzukehren und seinen lange verödet gebliebenen Palazzo am Molo Degli Schiavoni wieder zu beziehen. Hier lebte er sehr zurückgezogen, bemühte sich jedoch keineswegs, populärer zu werden. Er unterhielt fortwährend die loyalsten Beziehungen. So

konnte es anderseits nicht fehlen, daß er in allen der Regierung nachstehenden Kreisen beliebt war und von dieser Seite auf alle Art ausgezeichnet wurde.

Der Marchese war erst seit zwei Jahren Gatte; als Graukopf hatte er die junge, schöne Lydia heimgeführt. Wie und wo der Bund zu Stande kam, wurde nicht erwähnt und Cornelia vermied es, nach den Details zu fragen, so lange sie ihr nicht von selbst geboten wurden.

Dem Scharfblick der Marchesa war es nicht entgangen, daß ihre junge Freundin irgend ein schwer wiegendes Leid am Herzensgrunde bewahre. War doch Cornelia's Stirn so oft umwölkt, sie konnte mitten im Gespräch in minutenlanges Sinnen versinken. Die Marchesa vermuthete eine geheime Liebe und Cornelia, welcher Offenheit und Wahrheit näher lag, als kluge Verstellung, kam ihr von selbst mit Enthüllungen entgegen. Die Marchesa hatte nicht viel Anfragen nöthig, um das bedrängte Herz ihrer Freundin zu Geständnissen zu bringen. Als Lydia wieder einmal fragend anpochte, gestand Cornelia frei und offen ihre heimliche Liebe; rückhaltlos, als ob sie zur treuesten Schwester spräche. Nur das obschwebende Entführungsprojekt ver-

rieth sie nicht, und zwar nicht eigentlich aus Bedenklichkeit, sondern weil ihr Bruno auf das eindringlichste eingeschärft hatte, was diesen Punkt beträfe, Niemand in's Vertrauen zu ziehen.

Die Marchesa äußerte die innigste Theilnahme und ließ es gelegentlich nicht an guten Rathschlägen fehlen, aber sie erwiderte nur langsam und nicht ganz unbedingt Cornelia's Vertrauen mit dem ihrigen. Trotz ihrer empfindungsvollen Frauennatur hatte sie die innere Stärke, ihre geheimen Lasten allein zu tragen. Das Bedürfniß, das Gemüth frei und rückhaltlos ausströmen zu lassen, hatte sie nie gekannt oder zu unterdrücken gelernt. Nur Schritt für Schritt und an passenden Stellen verrieth sie Einzelnheiten, ohne sich entschließen zu können, ihr ganzes inneres Leben zusammenhängend und klar darzulegen.

Cornelia hatte sich zwar aus der Summe der Andeutungen ein allgemeines Bild zusammenlegen können. Es war kein heiteres, im Gegentheil. Sie entnahm mit voller Gewißheit, daß ihr hier vielleicht ein noch größeres Unglück, als das ihrige war, begegnet sei. Wie sehr es sie oft drängte, sie hatte nie den Muth, an die Brust ihrer Freundin neugierig anzu-

klopfen. Sie wußte nur, daß die Marchesa, von zwingenden Verhältnissen bestimmt, ihrem Gatten die Hand gereicht, ohne eine große Leidenschaft mit der Eingehung dieses Bündnisses fallen gelassen zu haben. Cornelia mußte unwillkührlich dabei an Leonie denken.

Eines Abends waren die Freundinnen von einer Gondelfahrt heimgekehrt und saßen im kleinen Salon der Marchesa. Cornelia hatte Geständnisse gemacht, sie hatte den Namen ihres Geliebten genannt, und der Freundin erzählt, daß sie ihn in diesen Tagen erwarte. Die Marchesa, das Haupt auf die Hand gestützt, hörte theilnehmend zu, dann seufzte sie tief und sagte sinnend:

„Du bist noch glücklich. Du liebst und kannst Deinen Geliebten sehn — Du erwartest ihn — ich —" sie verstummte.

„Nun, Lydia?" fragte Cornelia, indem eine leichte Röthe über ihr Gesicht flog. „Rede weiter! Es wäre mir schrecklich zu denken —"

„Ich bin Dir eine Aufklärung schuldig", fiel die Marchesa ein, „fürchte kein sträfliches Verhältniß. Glaube nicht, daß eine Sünderin vor Dir stehe, und ebenso wenig, daß ich mit den Gedanken des Ehebruchs

spiele. Ich trage eine Liebe im Herzen — aber diese Liebe ist nur ein Schmerz!"

Das war überraschend und räthselhaft. „Wie soll ich das verstehn?" fragte Cornelia.

„Wie?" erwiderte die Marchesa. „Ich liebe einen Todten! Ich kann Den, den ich geliebt, niemals und nirgends sehn — als hier!"

Sie nahm ein Kästchen zur Hand, schloß es mit einem Schlüsselchen, das sie an einer Schnur am Halse trug, auf, zog ein Etui hervor und starrte das Email des Deckels, ohne es zu öffnen, lange an, indeß ein paar schwere Thränen über ihre Wangen niederglitten. Dann ließ sie das Schloß aufspringen —

In diesem Augenblick hörte man im Nebenzimmer die Schritte des Marchese. Er war an der Thür erschienen, hatte sich aber gleich wieder zurückgezogen. Die Marchesa ließ den Deckel zufallen und schob das Portrait wieder in das Kästchen.

„Du bist wohl über meine Unvorsichtigkeit erschrocken", sagte die Marchesa, Cornelia anblickend, mit einem eigenthümlichen Lächeln. Fürchte nichts —"

„Nicht allein Das —" gab Cornelia zur Antwort. „Ich bin über das Bild selbst erschrocken."

„Warum?“ fragte die Marchesa überrascht — „ist es nicht das schönste Menschengebild, das man sehen kann?

„Ich weiß nicht, ist meine Phantasie krank —“ versetzte Cornelia — „ich weiß nicht, ob ich mich täusche — ob ich recht gesehen habe — es war das Bild eines jungen Mannes mit langen, schwarzen Locken — aber — mir war's so — erst als Leiche gemalt.“

Die Marchesa entgegnete Nichts. Sie trocknete ihre Thränen und brachte das Gespräch auf andere Dinge.

Ein paar Tage später, als die Freundinnen wieder allein zusammensaßen, kam die Rede auf die politischen Verhältnisse. Die Marchesa war tief verstimmt. Sie äußerte, daß sie Freunde in England habe und von ihnen keine Nachrichten empfange. Die Post sei nicht sicher. Der Briefwechsel eines Italieners oder einer Italienerin mit England sei an und für sich schon verdächtig.

Cornelia blieb eine Weile nachdenklich und sagte dann: „Da fällt mir Etwas ein! Könntest Du nicht Deine Briefe an meine Adresse kommen lassen?“

„Das könnte ich wohl“, sagte die Marchesa, deren

aufleuchtende Augen eine große Freude verriethen — aber bedenke Deinen Vater —"

„Mein Vater", versetzte Cornelia, „steht über allen Verdacht der Behörde erhaben. Ich habe manche Freunde in England und empfange Briefe von ihnen. Ueberdies erhalte ich auch von Bruno Brief um Brief ohne sein Wissen. Du kannst unbesorgt sein!"

Die Freundinnen kamen über die Adresse in's Reine und seitdem überbrachte Cornelia wöchentlich an einem bestimmten Tage einen Brief.

Die letzten Carnevalstage waren herangekommen und brachten einiges Leben in die stumme, eingeschüchterte Stadt. Die Macht des Winters war gebrochen, die Februarsonne schien mailich-warm, kein Wölkchen trübte das tiefe Blau des Himmels. Die Abende und Nächte waren mild. Ein Polizeidecret gestattete in den letzten drei Tagen Maskenfreiheit und so gab's wenigstens eine Erinnerung an den alten Carneval von Venedig, wenn auch eine solche, über die ein Venetianer aus der Zeit der Republik, wenn er aus seinem Grabe erstanden wäre, gewaltig den Kopf geschüttelt hätte.

Es war Faschingsmontag. Graf Thieboldsegg

hatte eine Balleinladung bei einem in Venedig überwinternden deutschen Prinzen angenommen, ohne jedoch Cornelia bewegen zu können, an der Zerstreuung theilzunehmen. Die Marchesa ihrerseits hatte seit den letzten Tagen eine besondere Veränderung an ihrer Freundin wahrgenommen, sie kam ihr so erregt, so zerstreut, so ruhelos vor, während das alterirte Aussehen ihrer Züge selbst das Vorhandensein irgend einer innern Krise offenbarte. Vor vier bis fünf Tagen war sie zum letzten Male im Palast Pignatelli erschienen, hatte sich nur wenige Minuten lang aufgehalten und ihre Eile mit solchen Kleinigkeiten entschuldigt, daß es zu ihrer sonstigen Art und Weise gar nicht stimmte. Obwohl sie versprochen hatte, am folgenden Tage wiederzukommen, war sie nicht wieder erschienen. Am heutigen Morgen hatte sie wohl einen für die Marchesa aus London eingetroffenen Brief übersendet, aber, obgleich sie ihn neu couvertirt und adressirt hatte, keine Zeile hinzugeschrieben. Das Alles war auffallend, ungewöhnlich. Als aber Cornelia auch Abends die Erwartungen der Marchesa täuschte, brach diese ungestüm auf, um zu sehen, was das Alles zu bedeuten habe.

Es war schon spät, gegen Neun, als die Gondel vor dem kleinen Hause, welches der Graf ganz allein bewohnte, anlangte. Ohne jedes weitere Ceremoniell, wie sie es gewohnt war, flog die Marchesa die Treppe hinauf, nachdem sie unten vernommen, daß die Contessina sich zu Hause befinde.

Das Benehmen Cornelia's befremdete die Eintretende. Kein freudiges Entgegeneilen, keine Umarmung wie sonst! Im Gegentheil, die junge Gräfin hatte ein paar Schritte zurückgethan und sich in eigenthümlicher Verlegenheit auf's Sopha gesetzt. Im Zimmer selbst sah es sehr eigen aus. Alle möglichen Gegenstände, Kleidungsstücke u. s. w. lagen in Unordnung umher, wie wenn man im Begriff steht, ein- oder auszuziehen.

„Ich scheine sehr ungelegen zu kommen", sagte die Marchesa von Allem betroffen.

„Nein", rief Cornelia emporspringend, um den unerklärlich kühlen Empfang schnell mit Umarmungen und Küssen in Vergessenheit zu bringen. „Du irrst —"

„Nun was bedeutet das ringsumher?" fragte die Marchesa auf die umliegenden Gegenstände deutend.

„Nichts“, gab Cornelia verlegen zur Antwort. „Ich ordne, ich suche etwas — setze Dich!“

„Beichte,“ begann die Marchesa, „warum Du Dich bei mir nicht mehr sehen lässest?“

„Zufall!“ erwiderte Cornelia leichthin, fuhr aber im höheren Tone der Aufregung fort: „Aber, Nein! Nein! Mein Herz ist zu beladen, als daß ich mit den Floskeln, die ich gebrauche, zufrieden sein könnte — selbst wenn ich Dir nicht mehr Aufrichtigkeit schuldig wäre. Als ich letzthin bei Dir war, hatte ich kurz zuvor eine Unterredung mit meinem Vater gehabt. Das Resultat war ein sehr trauriges! Aber — es hatte das Gute, ihn endlich aus den sich so lange hinschleppenden Versprechungen hinauszudrängen. Laß mich nicht wiederholen, was er gesagt hat. Du weißt, wen ich liebe und ob ich seiner werth bin. Ja, Du kennst die ganze Vergangenheit unserer Liebe, voll Erinnerungen, süß und schmerzlich, voll Wunden, welche niemals in unseren Herzen vernarben können. Mit muthiger Stirn kann ich vortreten und fragen, ob ich genug gethan habe, um eine gute Tochter zu bleiben? Weiter kann ich nicht gehen, als ich gegangen, und will

lieber sterben, als meine Jugend länger noch so verhärmen und verjammern —“

„Was willst Du thun?“ fragte die Freundin voll Theilnahme, während sich eine große Spannung in ihrem schönen Gesichte malte.

„Sagt Dir die Unordnung Nichts, welche mich im Zimmer umgiebt?“ erwiderte Cornelia.

„Ich vermuthe, ich vermuthe“, murmelte die Marchesa umherblickend! „Du packst ein — da steht schon eine gefüllte Reisetasche —“

„Daß es soweit kommen muß!“ rief Cornelia. „Ich muß heimlich entweichen, vor dem Manne entweichen, dem ich am liebsten mein Glück verdankt hätte! Doch kann ich anders? Gieb mir einen besseren Weg an, so kehre ich um und erspare mir den Schritt, den ich mit zitterndem Fuße thue —“

„Wann willst Du fort?“

„Noch diese Nacht“, war die Antwort. „Bruno ist seit einigen Tagen hier, es ist Alles genau verabredet, verläßliche Leute sind gewonnen — wir fliehen in die Schweiz —“

„Ich billige Dein Vorhaben vollständig, Du kannst nicht anders zum Ziele kommen“, sprach die Marchesa

mit Entschiedenheit und setzte scherzhaft, aber mit durchschimmerndem Hasse hinzu: „Aus Deinen Erzählungen und meinen eigenen Beobachtungen habe ich entnommen, daß Dein Vater von der Methode niemals abgehen wird, Dich gut österreichisch zu regieren. Er will freilich nach seiner Art Dein Bestes, er will Dich in seinem Sinne unfehlbar glücklich machen, aber er fühlt nicht, oder will nicht merken, daß seine wohlwollenden Absichten für Deine Empfindung Nichts als grausamer Zwang sind. Was wolltest Du hoffen, da er die Wünsche, die Deinem innersten Herzen entspringen, für Verirrungen hält und die octroiirten Geschenke seiner väterlichen Liebe unter Strafandrohungen aufdringen möchte? Dir bleibt Nichts übrig, als was auch andere Leute in Deiner Lage thäten — zu entweichen, abzufallen — Dich loszureißen —"

„Du glaubst es also auch?" sagte Cornelia mit einem Seufzer, der ihre Brust zu erleichtern schien. „Ich weiß ja, daß kein anderer Ausweg bleibt! Ich Thörin, ich sollte jauchzen, da endlich die Stunde der Befreiung angebrochen ist! Wie lohnend ich mir aber den Ersatz male, ich gestehe, daß ich es noch zu keiner Freude über meine goldenen Aussichten zu brin-

gen vermag! Der Schritt hat seine Gefahren, und versenk' ich mich da hinein, da wollen mir die Füße im Boden festwurzeln — dann —"

„Du bist darin ein thörichtes Kind", versetzte die Marchesa mit theilnehmendem Lächeln. „Was wagst Du eigentlich? Den Zorn Deines Vaters? Wie stehst Du zu ihm schon jetzt? Deinen Ruf? Insofern freilich, als Dein Vater gezwungen werden wird, Ja zu sagen, um die Meinung gewisser Kreise zu beruhigen!"

„Du hebst meinen Muth!" rief Cornelia lebhaft. „Ach wenn ich Dich an meiner Seite hätte, dann glaubte ich, eine Promenade zu machen!"

„Jetzt habe ich mich mit Deiner Angelegenheit beschäftigt", sagte die Marchesa, die Freundin umschlungen haltend, „und darf nun auch schließlich auf die meinige kommen. Welche Vorsorge hast Du getroffen, daß die Briefe, welche Du für mich empfängst, in meine Hände kommen?"

„Hier", sprach Cornelia, einen Brief hervorziehend, „ist ein Brief für meinen Vater bestimmt, den ich von der ersten Schweizer Post an ihn abgehen lasse. Ich ersuche ihn darin, Dir jeden ankommenden, an mich adressirten Brief zu übergeben —"

„Du glaubst, er thut es?“ rief die Marchesa.

„Du zweifelst?“ sagte Cornelia. „Da thust Du ihm entschieden Unrecht, besonders bei der großen Vorliebe, die er für Dich kund giebt. Wie oft sagte er zu mir, daß er nachsinne, Dir eine Freude zu machen!“

„Das geht nicht“, versetzte die Marchesa nach einigem Nachsinnen. „Schreibe ihm das nicht. Besser, er erhält den Brief und begreift nicht, wie er an seine Tochter komme. Lassen wir den Brief fahren .... Was den Inhalt betrifft, so wird er ihn kaum verstehen, folglich findet sich Nichts darin, was Dir nachträglich eine Unannehmlichkeit bereiten könnte. Hättest Du mich nur früher avisirt!“

„Verzeihe!“ rief Cornelia. „Ich habe es nicht gewußt, daß ich so schnell gehen werde; auch habe ich den Kopf ganz verloren. Erst seit Samstag ist die Abreise festgesetzt worden, um für alle Fälle unsere Entweichung im Trouble der letzten Faschingstage besser verbergen zu können.“

„Es bleibt also dabei“, sprach die Marchesa. „Es werde aus dem Briefe, was da wolle. Aber“ — sie sprang empor — „ich halte Dich so lange auf und Dir wird die Nacht ohnehin zu kurz werden —“

Die Freundinnen nahmen den zärtlichsten Abschied und schieden mit Betheuerungen, daß ihre Freundschaft durch die Trennung nicht leiden werde.

Als Cornelia darauf ihr Reisegepäck bereit gemacht und Alles Uebrige aufgeräumt und an die vorige Stelle gelegt hatte, war Mitternacht längst vorüber. Es war ausgemacht worden, daß Bruno um vier Uhr mit seinen Leuten erscheinen und sie abholen werde.

Im vollständigen Reiseanzuge, bis auf den Mantel angekleidet, legte sich Cornelia auf's Sopha, um auszuruhen, wenn es ausruhen heißt, den Körper reglos hinzustrecken, während tausend Gedanken den Kopf durchjagen und alle Adern mit doppelter Schnelligkeit das Blut zum Herzen treiben. Das Fenster zu ihrer Linken, welches auf die Landungsstelle herabsah, war offen. Das Licht hatte sie ausgelöscht. Der Vater war schon vom Balle heimgekommen. Sie hatte ihn die Treppe heraufgehen gehört. Im Hause regte sich Nichts. Nur die einförmige Bewegung des Meereswassers war unveränderlich zu vernehmen, und dazwischen von Zeit zu Zeit der ferne Lärm singender Masken und lustiger Zecher.

Nach langer, fieberischer Erwartung war endlich die

schicksalsschwere Stunde nahe gerückt. Bruno mußte schon innerhalb der nächsten Viertelstunde kommen. Cornelia war an's Fenster gesprungen und fing dort zu lauschen an.

Die Nacht war sehr dunkel, der völlig bewölkte Himmel heimlichen Unternehmungen günstig.

Lange rührte sich Nichts draußen, endlich war in der Ferne Etwas, wie Ruderschläge zu hören, doch war es noch nicht gewiß, ob es nicht eine am Ufer lauter aufplätschernde Welle sei. Doch es war keine Täuschung, das Geräusch kam näher und immer deutlicher an Cornelia's Ohr. Wenige Augenblicke darauf stieß ein Kahn an dem Landungsplätzchen vor dem Gebäude an. Mehrere Personen, deren Gestalten bei der herrschenden Dunkelheit vor Cornelia's Augen nur in den trübsten Umrissen erschienen, bewegten sich auffallend ruhig hinaus, ohne daß ein menschlicher Laut dazwischen gefallen wäre. Gleichzeitig schlug es auf mehreren Stadtthürmen vier Uhr.

Es mußte Bruno sein.

Cornelien war vor Bewegung der Athem ausgegangen und sie beugte sich aus dem Fenster weiter vor, nicht allein, um die Kommenden nicht aus den

Augen zu lassen, sondern, um auch dem Körper, unter welchem die Füße zitterten, eine Stütze zu geben.

Vier bis fünf Gestalten waren indeß bis an den kleinen Eingang, der in's Haus führte, getreten und zündeten dort eine Laterne an, bei deren zwar sehr mattem Scheine der nächste Umkreis doch so erhellt wurde, daß man das Aussehen der Dastehenden erkennen konnte.

Cornelia wäre bei dem Anblicke nahebei rücklings zurückgefallen. Die Männer hatten lange, dunkelgraue Soldatenröcke an, Gewehr-Läufe mit aufgepflanzten Bajonetten glitzerten ihr unheimlich entgegen.

Die Klingel an der Hausthür wurde stark gezogen.

Cornelia schwanden alle Sinne, sie behielt nur so viel Besinnung, um die schreckliche Alternative festzuhalten, daß die Militär-Patrouille Bruno entweder bereits festgenommen habe oder sein Erscheinen noch abwarte.

Inzwischen war die Hausthür aufgegangen und die Mannschaft in's Innere getreten.

Cornelia, die einen Erker bewohnte, war von den mit dem Schlafgemach ihres Vaters zusammenhängen-

den Zimmern durch einen Gang getrennt, doch konnte sie halb und halb hören, was draußen vorgehe. Alsbald hatten sich auf der Haustreppe Tritte vernehmen lassen, doch ließ das geringe Geräusch durchaus nicht schließen, daß die Mannschaft hinaufgegangen sei. Eine drüben aufgehende Thür verrieth, daß auch der Vater aufgewacht oder geweckt worden war, auch waren einige wenig unverständliche Worte, von seiner Stimme unläugbar gesprochen, herübergedrungen. Hierauf war wieder Alles still, aber das fernere ruhige Verweilen des Militärs im Hause ließ Cornelien befürchten, daß man im Hinterhalt liege, oder daß Bruno, der sich verspätet haben konnte, plötzlich ankommen und einer so unerwarteten Gesellschaft in die Hand fallen werde. Lauschend blieb sie am Fenster.

Unter der glühenden Pein der Aufregung und der schlimmsten Erwartungen war ihr eine ziemlich lange Weile wie ein paar Momente verstrichen. Da öffnete sich die kleine Eingangsthür wieder. Die Mannschaft kam hervor und entfernte sich im Dunkel, wie sie gekommen war. Das Boot stieß ab und verschwand.

Da konnte sich Cornelia nicht länger halten. Mit

einem Lichte in der Hand eilte sie den Gang hinaus, um Aufklärung über das Vorgefallene zu suchen.

An einem Mittelgemache vorüberhuschend, hörte sie die Stimme ihres Vaters. Sie vermuthete, daß er mit einem seiner Hausleute im Gespräche sei. Rasch öffnete sie und trat ein.

Der Graf stand in der Mitte des Zimmers im Schlafrocke mit gekreuzten Armen, den Kopf in tiefstem Nachdenken gesenkt. Er war ganz allein und mußte offenbar mit sich selbst gesprochen haben.

„Was giebt es?“ rief ihm Cornelia mit Ungestüm von Weitem entgegen.

Der Graf, dem ihr Erscheinen sehr ungelegen zu sein schien, gab ziemlich kurz und unfreundlich zur Antwort:

„Was soll es geben? Nichts, sicherlich Nichts, was Dich oder uns angeht!“

„Was? Du solltest Nichts wissen?“ rief Cornelia von ihrer Angst gefoltert, halb außer sich. „Es sind ja Soldaten dagewesen —“

„Soldaten!“ unterbrach sie der Graf unwirsch.

„Man hat hier irgend einen Menschen gesucht und voilà tout.“

Cornelia stand wie entseelt da, kein Laut konnte den Weg über ihre Lippen finden.

„Geh' in Dein Bett zurück“, fuhr der Graf fort, indem er Cornelia stehen liess, und begab sich mit eiligen Schritten nach seinem Schlafzimmer.

Fünftes Kapitel.

Bringt ein Bild aus dem Carneval von Venedig.

Cornelia hatte das späte Grauen des Wintermorgens kaum erwarten können, um über den seltsamen Vorfall der verwichenen Nacht einige nähere Andeutungen zu erhalten. Aber Niemand von den Hausleuten wußte Etwas, sie hatten alle fest geschlafen und so blieb nur der Portier übrig, welcher ja der Militärpatrouille geöffnet und dann wieder hinter ihr die Thür geschlossen hatte. Doch auch seine Aussage war sehr dürftig ausgefallen und hatte Nichts dazu beigetragen, um Cornelia's stechende Besorgnisse zu zerstreuen, weit eher war sie darnach angethan, dieselben bis auf Weiteres zu befestigen. Der Portier erzählte, daß Zwei aus der Mannschaft, die er jedoch eher für

Offiziere gehalten, den Grafen zu sprechen verlangt und er ihnen hinauf geleuchtet habe. Sie hätten sich bei'm Grafen eine hübsche Weile aufgehalten, während sich die zurückgebliebene Mannschaft am Fuße der Treppe gelagert habe. Als sie wieder erschienen seien, wären alle ruhig davon gegangen, so ruhig, wie sie gekommen wären.

Welcher Grund war nun aufzufinden, der außer Zusammenhang mit der beabsichtigten Entführung stünde, um das Erscheinen der Soldaten in einem loyalen, hoch über allen polizeilichen Verdacht stehenden Hause zu erklären? Warum hatte Bruno die Stunde seiner Ankunft nicht eingehalten, oder warum wäre er nicht später wieder erschienen, nachdem die Störung vorübergegangen, welche sich im Augenblick seines Eintreffens entgegengestellt haben dürfte? Das waren Fragen, die Cornelien's Gemüth mit taumelnder Verzweiflung erfüllten und durch wach gewordene Reminiscenzen über Vorfälle ähnlicher Art zu einer unheilvollen Beantwortung zwangen.

„O, hätte ich ihn nie gesehen!" rief sie. „O, hätte er mich nie gekannt, die ich ihm Unglück auf Unglück bringe! O hätte ich ihn damals an der Ein-

siedlerklause gerettet, aber dann nie wieder erblickt und nie mehr ein Wort von ihm wieder vernommen! Ist es denn so schwer, zwei verbundene Herzen ganz auseinander zu reißen, daß das Schicksal jahrelang zerren und quälen muß, um seine Henkerarbeit zu vollbringen? Allmächtiger im Himmel, erbarme Dich der Opfer und verbinde sie endlich, oder laß sie, weit und für immer auseinander geschieden, ausrasten auf einer Ruhebank und mälig genesen!"

Während Cornelia so schmerzlich rang, war ihrem Vater drüben in seinem Cabinet kaum minder schwer zu Muthe. Wenn irgend ein folgenschweres, allen Naturgesetzen zuwiderlaufendes Ereigniß stattgefunden, hätte der Graf nicht mehr Mühe gehabt, es zu fassen und zusammenzureimen, als sich über den militärischen Besuch zu beruhigen, mit welchem er in der vergangenen Nacht beehrt worden war. Er hatte nämlich eine Haussuchung erlebt, wie er deren zur Zeit seiner Activität so viele über Andere zum Besten des Staates angeordnet hatte. Dieser Act, ganz im Prinzipe der allgemein geübten Gleichberechtigung, mußte ihn mit einer Art von Entsetzen erfüllen, da er sich auch auf ihn ausdehnte. Es waren ihm sämmtliche Cor-

respondenzen abverlangt worden, und er hatte diese als Muster vollkommener Unterwürfigkeit unter das Gesetz ohne Widerrede ausgeliefert. Nur bei der Oeffnung des Sekretärs seiner Tochter hatte er sich einen bescheidenen Protest erlaubt, indem er darauf hinwies, daß die darin befindlichen Papiere wegen ihres harmlosen Inhaltes die Mühe einer Durchstöberung nicht verlohnten. Dessenungeachtet waren dieselben nicht verschont worden.

Es verstand sich von selbst, daß die Nachwehen, welche der Graf heute empfand, nicht die Besorgniß einschlossen, daß die Behörden unter den mitgenommenen Schriften eine Zeile vorfinden würden, welche ihn compromittiren könnte. Von dieser Seite aus betrachtet, konnte er sich im Gegentheil über den gerichtlichen Einblick freuen, denn Nichts war mehr geeignet, sein mit der herrschenden Staatsidee zusammengewobenes Denken und Trachten klarer darzuthun.

Es war also nicht das Gewissen, das ihm zu schaffen machte, sondern lediglich die ganze Bedeutung der Thatsache, welche jeder Auffassung nach den Fortbestand seiner Ungnade auf eine neue und flagrante Weise dokumentirte. Es lag das gehässige Mißtrauen

der Regierung gegen den Entlassenen offen am Tage.

Da er sich von jeder Schuld frei wußte, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieselbe Hand, welche seinen Sturz bewirkt hatte, ihn auch noch nachträglich mit unversöhnbarem Hasse im Finstern schlage. Seine Erbitterung gegen den alten Fürsten Kronenburg stieg bis zur Wuth und die Rachegedanken, mit welchen er bisher blos gespielt hatte, drängten ihn vorwärts, sie zu realisiren. Man kann aber füglich nicht erwarten, daß sich die Rache eines so hochadeligen Staatsmannes zu der heißblütigen Energie eines gekränkten oder vom Amte verdrängten Bürgers degradire. Der Schlag gegen Kronenburg, der eigentlich schon lange in ihm geschlummert, zu dessen Ausführung aber er sich heute hingezogen fühlte, dürfte vielleicht gewöhnlichen Menschenkindern unwürdig, widrig und unmöglich vorkommen, aber solche arme Sterbliche sind gewöhnt, ihre natürlichen Instinkte allzufrei walten zu lassen, während die Diplomatenschule, welcher der Graf angehörte, vermöge ihres höher ausgebildeten psychologischen Organismus aller banalen Gefühlspolitik

feind ist und sich mit Vorliebe in allen Gefahren mit geistreichen Arrangements durchhilft.

Der Graf hatte längst die Entdeckung gemacht, daß der einzige verwundbare Punkt an dem alten Fürsten, dem sonst in seiner unnahbaren Stellung nicht beizukommen war, sein Sohn Hugo sei. Hugo war ja gewissermaßen das Streitobjekt, der beiderseitige Zankapfel, welchem die Feindschaft mit allen ihren Folgen entsprungen war.

„Wenn ich Hugo treffen, wenn ich mich an ihm rächen könnte, was gäb' ich d'rum!" dachte der Graf. „Aber wie und wann? Er ist in eine Sphäre gerückt, in der ich keine Macht mehr habe, und wenn ich alle Mittel aufbiete, setze ich nichts Nennenswerthes durch. Ein unfähiger Diplomat ist er, doch kann ich ihm darum seine Carrière ruiniren? Nein. Es giebt noch unfähigere und ich bin machtlos. Machtlos, welch ein Wort! Ich finde mich noch immer nicht d'rein. Ein pensionirter Staatsmann und verschmähter Schwiegervater — das bin ich heute. Hab' nichts mehr zu befehlen, kann weder Gutes, noch Böses thun. O, dieser Hugo! Unselbstständig ist er und zu Allem zu bringen — wenn ich ihn in gewisse Stimmungen hineinhetzen

und gegen den Willen seines Vaters dennoch zur Heirath mit Cornelia treiben könnte — dann hätt' ich mich an dem Alten gerächt, besser gerächt, als mich alle Revolutionäre an ihm rächen könnten. Und Cornelia? O, was die betrifft, den Widerstand bin ich fest entschlossen zu brechen; dem ersten besten Bewerber von Geburt gebe ich sie lieber, als dies schnöde Verhältniß mit dem Demokraten länger zu dulden — und wenn Hugo wieder erschiene —"

Während der Graf diesem Gedanken nachhing und so Rechnungen ohne den Wirth machte, fühlte er sich über die Unannehmlichkeit des Augenblickes schon hinausgeschoben, aber die bittere Realität hatte ihre Rechte vor der lieblichen Träumerei voraus. Kaum hatte er momentan vergessen, als die Haussuchungsgeschichte wieder in den Vordergrund seiner Betrachtungen trat .... Keine Ahnung sagte ihm, daß das Unglück, das ihm passirt war, ein anderes, weit schwerer wiegendes verhütet habe, und daß seine Tochter ohne das Dazwischentreten der Soldaten entführt worden wäre.

Vater und Tochter sahen sich erst am Mittagstische. Cornelia hatte sich verspätet. Der Graf saß bereits da,

in eine Zeitung vertieft, und erwiderte ihren Gruß kurz, ohne sich stören zu lassen. Das Schweigen dauerte noch lange so fort. Dieses sonderbare Benehmen bestärkte die Tochter in ihrer ursprünglichen Ansicht, daß der Vater ihre Flucht erfahren und durch Festnehmung Bruno's vereitelt habe. Was anders konnte sie annehmen? Denn, warum hätte es Bruno heute versäumt, ihr eine Nachricht zukommen zu lassen? Bis Nachmittags hatte sie auf ein Briefchen von ihm fest gerechnet; sie hatte keines erhalten. Sie hatte Niemanden, den sie in sein Hotel schicken konnte; selbst konnte sie dort nicht nachfragen. Endlich, um die wachsende Unruhe zu dämpfen, ließ sie die Frau Marchesa Pignatelli bitten, im Hôtel di San Marco, wo Bruno gewohnt hatte, sich erkundigen zu lassen. Soeben, ehe sie zum Mittagstische gekommen war, hatte sie die Antwort der Marchesa erhalten. Der Wirth hatte erklärt, daß Herr Haldenried in der Begleitung eines Herrn, mit welchem er angekommen war, schon am gestrigen Abend abgereist sei, ohne über sein nächstes Reiseziel ein Wort erwähnt zu haben.

Was war klarer, als daß er das Hôtel verlassen,

um der Verabredung gemäß um vier Uhr am Platze zu sein und sein Werk zu vollführen?

Aus welchem Grunde schwieg der Vater jetzt so beharrlich, wenn er sich nicht eines Anschlages auf Bruno schuldig wußte und gegen die mitschuldige Tochter im verschlossenen Innern Vorwürfe kochte, welche nur die Zeit abwarteten, sich zu entladen?

Cornelia, die seither mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, warf, mit diesen Gedanken im Kopfe, endlich den ersten Blick auf ihren Vater. Es war ein Blick, welcher noch nie aus ihrem sonst so milden Auge hervorgeschossen war, ein Blick des Hasses, welcher bis dahin keinen ihrer Feinde getroffen hatte. In diesem Moment war aber auch das Aussehen ihres Vaters, dem sie jederzeit die trefflichsten Eigenschaften beigelegt hatte, plötzlich bis zur Verunstaltung verändert. Sie sah einen süßen Heuchler, einen heimtückischen Intriguanten, einen gewaltthätigen Menschen vor sich. Ihre Pietät war blind gewesen, sonst hätte sie diese Charakterzüge des Grafen schon längst gefunden. Es war erst dem Hasse vorbehalten, so richtig und scharf zu schauen.

Ein Muth eigener Art stieg plötzlich in ihrer Brust auf. Sie fühlte sich auf das Heftigste versucht,

auf die Angelegenheit ihrer Liebe ohne Umschweife zu sprechen zu kommen, dem Vater gerechte Vorwürfe zu machen und ihm seine Handlungsweise in Paris und während Bruno's Prozesse mit schonungslosen Farben zu malen. Dennoch aber verschwieg sie, was sie dachte und im Geiste gleichsam endlos sich selbst vorsagte.

„Gehst Du nicht heute zur Marchesa?" fragte der Graf, als Cornelia nach Tische aufzustehen im Begriffe war.

„Es kann sein", versetzte die Tochter lakonisch.

„Da gehen wir zusammen", sprach der Vater. „Ich begleite Dich hin. Indeß muß ich einen Weg machen. Später will ich Dir nachkommen und Dich abholen."

Beide hatten nicht lange darauf den Molo degli Schiavoni, wo die Marchesa wohnte, erreicht.

Der Vater hatte Cornelia verlassen und sie flog die Treppe hinauf, aber wie unangenehm erstaunt war sie, den Salon der Marchesa mit Gästen gefüllt zu sehen! Niemals war ihr Menschengewühl unausstehlicher und peinvoller als jetzt, da sie sich gefreut hatte, von einer langen, gefolterten Einsamkeit erlös't, ihr Herz einem theilnehmenden Wesen still auszuschütten.

Die Marchesa hatte sie auf das Freundlichste empfangen, konnte aber kaum ein paar zusammenhängende Sätze mit ihr sprechen. Sie war von den anwesenden Gästen als Hausfrau zu sehr in Anspruch genommen, um so mehr, da diese nur kurze Zeit verweilten und neu Ankommenden Platz machten. Von Zeit zu Zeit traten Masken ein, welche die Gesellschaft oft durch ihre Possen zum Lachen brachten, meist aber nur langweilten.

Es war unmöglich, eine Stimmung, wie die Cornelia's war, greller zu durchkreuzen und ärger zu verwunden. Sie bereute, gekommen zu sein, sie wollte fort, aber der Graf hatte versprochen, sie abzuholen, sie mußte bleiben und ihn erwarten. Sie blieb einsilbig und hatte sich endlich an ein Tischchen, das in einer Fensternische stand, ganz abgesondert gesetzt, um unter dem Vorwand, zum Fenster hinauszublicken, ihrem Trübsal ungestört nachhängen zu können.

Marchese Pignatelli, der ganz in seinem Element schien und mit quecksilberner Beweglichkeit an allen Ecken und Enden beschäftigt war, trat plötzlich an sie heran und sagte:

„Sie machen kein Carnevalsgesicht, Contessa! Man

sollte meinen, daß Sie eine geheime Anhängerin der mazzinistischen Partei sind, welche uns die heutige Lustbarkeit nicht gönnen will —"

„Sie treffen nicht allzuweit vom Ziel, Herr Marchese", erwiderte Cornelia mit erkünsteltem Humor. „Ich bin heute wirklich sehr schlecht österreichisch gesinnt."

„Ei, wie kommt das?"

Die Marchesa war in diesem Augenblick herangetreten und hatte sich Cornelia vis à vis an das Tischchen gesetzt.

„Cara mia", sagte sie im Tone der Ermüdung. „Ich habe den Mummenschanz eben so satt wie Du, nur kann ich mich besser verstellen! Aber was willst Du — der Tag und die Sitte bringen es mit sich — man kann sich gegen die Zudringlichen nicht wehren. Doch sieh' nur — da kommen wieder neue — drei Thiergesichter, eines häßlicher als das andere!"

Der Marchese war, von den eingetretenen Erscheinungen angezogen, aufgesprungen.

Eine der drei Masken machte diesem Gespräch ein Ende. Sie hatte sich gerade vor die Marchesa gestellt und stierte sie stumm an. Doch auch die zwei andern

Masken, welche mit dieser zugleich eingetreten waren und bisher wenig Lärm gemacht, sondern sich begnügt hatten, die Gäste auf- und abgehend zu mustern, postirten sich vor die Damen. Alle drei Masken waren in tiefhinabgehende Domino's gekleidet und hatten Thiergesichter, deren eines einen Papagei, das andere einen Fuchs und das dritte einen Löwen vorstellte.

Die Marchesa ließ sich von der Maske mit dem Papageigesichte längere Zeit fixiren, endlich sagte sie zu ihr:

„Ein Papagei ist ein sehr schwatzhafter Vogel. Du bist sehr still. Ich muß also glauben, daß Du todt und ausgestopft bist.“

Die Maske beachtete diese Hohnworte nicht und blieb stumm stehen, aber in diesem Augenblick kam das Fuchsgesicht heran, und sagte unter Verbeugungen in einem nicht eben vorzüglichen Französisch:

„Wie Ihr mir gefallt! Sieht man eine solche Blondine und eine solche Brunette nebeneinander, weiß man nicht, ob man dem Norden oder dem Süden den Vorzug geben soll. Ich —“

„Laß die faden Complimente“, unterbrach ihn die Marchesa. „Du als Fuchs liebst es, Vögel zu schmausen.

Friß den langweiligen Papagei neben Dir, das ist besser! Du Cornelia, wärst ihm gewiß dankbar dafür."

Cornelia lächelte und sagte, eigentlich mehr zur Marchesa, als zu den Masken gewendet, doch so, daß es auch diese hörten:

„Und wenn Du mit dem Papagei fertig bist, wollte ich, es käme der Löwe über den Fuchs und verschwände für immer mit seinem Raube."

„Ei, ei!" sagte der Fuchs zu Cornelia. „Sind Dir die Füchse so zuwider? Ein Fuchs ist ja ein geborener Diplomat. Da mußt Du ja auch eine Abneigung vor Diplomaten haben, und sonach auch mit Deinem Vater auf einem schlechten Fuße stehen? Doch was mich betrifft, liebe Cornelia — laß Dich von meinem diplomatischen Gesichte nicht vorschnell gegen mich einnehmen! Der Schein trügt — inwendig" — er betonte die Worte energisch — „steckt ein Demokrat vom reinsten Wasser, wie Du je einen geliebt hast — doch — erlaube, daß ich mich auf ein paar Minuten entferne, ich lege nur diese Larve ab, *um gleich* wieder in meiner wahren, eigentlichen *Gestalt vor Dir* zu erscheinen —"

Cornelia war aufgefahren, verwirrt und verlegen

hielt sie sich an den Arm der Marchesa. Der Fuchs hatte sich aus dem Staube gemacht.

„Mein Gott“ — flüsterte Cornelia — „wer kann das sein? Seine Stimme, die er beinahe gar nicht verstellt, habe ich sicher oft schon gehört — dennoch weiß ich nicht — aber ich bin immer so verwirrt in solchen Momenten — ich habe vor Masken ein eigenthümliches Grauen. Gehen wir, Lydia, gehen wir weiter —“

In diesem Augenblick trat eine neue Maske in den Saal. Sie bot einen originellen, für Cornelia aber entsetzlichen Anblick. Es kam daher ein österreichischer Sträfling. Sein Rock und seine Hose waren von gleichmäßig grauem, grobem Tuch, auf dem Kopf mit geschorenem Haar saß die sogenannte Holzmütze. Von der rechten Hand zum linken Fuß ging eine schwere Kette und klirrte bei jedem Schritt mit dem ihr eigenen gespenstigen Tone.

Die Maske, die keine Gesichtslarve hatte, und nur blaß oder eigentlich erdfahl geschminkt war, hielt Cornelia, welche forteilen wollte, fest und sagte zu ihr:

„Fahre nicht vor mir so zurück! Ich bin der Fuchs von vorhin! Du wirst mich gewiß noch lieb gewinnen, wenn Du den romantischen Zauber, der mich

umgiebt, in's Auge fassest. Sieh', ich bin durch Steckbriefe von Land zu Land gejagt worden und habe in allen möglichen Gefangenanstalten gesessen. Ich bin ein wahrer Galgenvogel. Eben jetzt komm' ich aus dem Pesther Neugebäude —"

Cornelia, über den brutalen, entsetzlichen, klar auf Bruno gemünzten Ausfall und die rohen beschimpfenden Anspielungen außer sich, rief dringend ihren Vater herbei, der eben in die Thür getreten war und von der eben gespielten Scene keine Ahnung hatte.

Der Sträfling fuhr fort:

„Ja, ich komme eben aus dem Zuchthause und gehe wieder hinein. Wenn Du kommst und mich befreiest, kannst Du mich nöthigenfalls gerichtlich zwingen, Dich zu heirathen!"

Der Graf war herangetreten, der Sträfling aber nahm wieder die Fuchsmaske, die sein Spießgeselle in der Hand gehalten hatte, vor's Gesicht und verließ mit dem Papagei und dem Löwen den Saal.

„Der Unverschämte!" rief Cornelia, am ganzen Leibe zitternd und bebend.

„Was giebt es?" fragte der Graf, von dem ganz entstellten Aussehen seiner Tochter entsetzt, hastig.

„Die Maske mit dem Fuchsgesicht —" wollte die Marchesa beginnen, als schon der Graf, der die Masken sich entfernen gesehen, zur Thüre hinauseilte.

Vor der Thür ereilte er sie. Der Fuchs sagte eben unter lautem Hohngelächter auf Deutsch zu seinen Begleitern, während er sich von seiner Kette freimachte:

„Der hab' ich einen Denkzettel gegeben!"

„Wissen Sie, daß es meine Tochter war?" fragte der Graf in drohender Haltung.

„Das ist mir ganz gleichgiltig", erwiderte der Fuchs, indem er weiter gehen wollte.

Allein der Graf ergriff ihn an seiner Sträflingsjacke und fragte gebieterisch:

„Was haben Sie gesagt? Die Larve herunter! Sie haben sich zu verantworten!"

„Lassen Sie los!" gab der Fuchs zur Antwort. „Raufen werd' ich mich wenigstens mit Ihnen nicht!" Er that die Maske herunter und wischte sich mit dem Schnupftuch das bemalte Gesicht ab.

Es war Hugo von Kronenburg.

Wie versteinert starrte ihm der Fürst in's Gesicht.

„Kugeln", sagte Hugo, „will ich mit Ihnen wechseln, nicht Worte! Dazu bin ich bereit! Meine Wohnung werden Sie morgen erfahren. Kommt, Freunde!"

Die Masken gingen ihres Weges.

Der Graf kehrte zurück. Er war todtenbleich. Jeder Fiber bebte in ihm. Insulte! Affronte! Ihm und seiner Tochter! Und von Dem, den er zum Schwiegersohn gewollt! Nun handelte es sich darum, unter Umständen noch ein Duell mit ihm zu bestehen!"

Cornelia, deren Nerven ohnehin so schwer afficirt waren, war durch den erlittenen Affront wie von Sinnen gerathen. Sie hatte Krämpfe bekommen und mußte schleunigst nach Hause gebracht werden.

Diese Scene hatte sich im Salon zugetragen, ohne weiter viel Aufsehen zu erregen. Die letzte Anrede des Sträflings, auf Deutsch gesprochen, war nicht verstanden worden. Sogar die Marchesa, die den Sinn der Beleidigung errieth, aber den ganzen Umfang des Schimpfes nicht bemessen konnte, nahm das Ganze oberflächlich und wurde nur durch Cornelia's Unwohlsein geängstigt, aber auch sie sollte gleich darauf durch eine Maske in Schrecken versetzt werden.

Ein rother Domino mit einer schwarzen Atlas-

maske war erschienen. Als die Marchesa in ein Nebenzimmer trat, um ein Riechsalzflacon für Cornelia zu holen, folgte er ihr nach.

„Zurück, zudringliche Maske!“ herrschte die Marchesa den Domino an.

„Es geschieht nur in Deinem Interesse, wenn ich Dich abseits spreche —“ sagte der Domino im besten Französisch.

„Mir unbegreiflich —“ warf die Marchesa scheinbar ruhig hin.

„Ich habe Dich Etwas zu fragen —“

„Nun rede, aber rasch —“

„Ich möchte wissen, wann Dein erster Mann gestorben ist?“

„Du faselst! Der Marquis ist mein erster Mann —“

„Nach meiner Rechnung wenigstens der zweite —“

„Willst Du mich beschimpfen?“

„Der Himmel verhüte das! Doch ich habe Dich einmal schon als Madame Cosenzo gesprochen —“

„Lächerlich!“

„Ich habe sogar eine Lustfahrt mit Dir gemacht — erinnre Dich —“

„Vielleicht, wenn Du mir Dein Gesicht zeigst.“ Der Domino demaskirte sich. Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, von angenehmem Aeußern, blassem Teint, schwarzem Schnurr- und Knebelbart.

„Ich kenne Dich nicht — habe Dich nie gesehen“ — sagte die Marchesa.

„Ich meine“, erwiderte der Domino, „man könne einen Menschen, den man hundertmal gesehen, leichter vergessen, als Einen, mit welchem man ein einziges Mal auf San Stefano war —“

Die Marchesa erbleichte.

„Wollen Sie mich ruiniren?“ sagte sie, die Hand des Grafen Ostrow erfassend.

„Eben so wenig, wie mich selbst!“

„Nun, was verfolgen Sie mich?“

„Ihnen naht ein Freund, kein Verfolger“, sprach Ostrow. „Glauben Sie“, fuhr er lächelnd fort, „ich habe es nicht schon damals gemerkt, daß wir eine geschmuggelte Waare von San Stefano nach Gaeta brachten?“

„Wirklich?“ rief die Marchesa.

„Ich schwieg und ließ es geschehen, um mir für

alle Fälle den Rücken zu decken. Nicht jeder Russe ist ein Barbar."

Die Marchesa war sehr nachdenklich geworden. Nach einer Pause fragte sie:

„Was machen Sie hier?"

„Ich gehe nach Turin, zur Gesandtschaft."

„Ich hoffe Sie dort in Kurzem zu sehen."

„Wenn Sie doch Wort hielten!" rief Ostrow. „Aber sagen Sie — sind Sie wirklich mit dem Marchese verheirathet? Ich glaube es nicht."

Negroni's Schwester erwiderte:

„Mein Herz ist todt für alle Männer. Ich werde hienieden Nichts mehr lieben."

Sechstes Kapitel.

Handelt vom Unglück eines Vaters und zeigt die Ueberlegenheit eines Diplomaten.

Cornelia war in Folge der sich endlos häufenden Aufregungen, welche die zartesten und tiefsten Wurzeln ihrer Seele erschüttert hatten, ernstlich krank geworden, so zwar, daß der Arzt noch in der nämlichen Nacht gerufen werden mußte. Ihr Zustand hatte sich an den nächstfolgenden Tagen eher bedenklicher, als besser gestaltet und die bestimmt ausgesprochene Hoffnung des Arztes, daß ein calmirendes Mittel, mit Ruhe verbunden, seine Wirkung thun werde, sich noch immer nicht erfüllt.

Welche Ruhe konnte Cornelia finden, da sie doch noch immer nicht wußte, was aus Bruno geworden?

In dieser Sorge concentrirte sich ihre ganze Krankheit. Es war kein Zweifel mehr, daß ihr Nervensystem durch die langjährigen Leiden und die ewige Gemüthsspannung in Folge unterdrückten Kummers einen schweren Stoß erlitten habe. Die letzten Fastnachtstage hatten noch vollends das ihrige gethan, um ihre Kräfte zu brechen.

Die fortfließende Quelle des Uebels, Gram und Sorge um ein geliebtes Haupt, konnte alle ärztliche Kunst nicht schließen; es wäre ein sicherer Erfolg erzielt worden, wenn der Vater, von der Macht der Thatsachen überwunden, seine Vorurtheile endlich geopfert hätte.

Beim Grafen vereinigte sich aber diesmal auch Alles, was es gab, um ihn zu beugen. Er hatte geglaubt, schon an dem ihn verzehrenden Kummer über seine Entlassung ein Uebermaß von Lasten zu tragen, als nun noch die Erkrankung seiner Tochter hinzutrat. Was nützte es aber der Kranken, daß er sich in die Personification der Güte verwandelte und mit Aufopferung des Schlafes an ihrem Bette saß, da er das Zauberwort nicht aussprach, welches allein retten konnte?

Bei aller Selbstverblendung war er, sich gegenüber, einsichtig und aufrichtig genug, sich in Stunden stiller Betrachtungen zu sagen, daß nicht sowohl der erlittene Affront, der elende Akt Hugo's von Kronenburg, am Zustand seiner Tochter Schuld trage, sondern daß ihn die unglückliche Leidenschaft schon lange vorher angebahnt und gereift habe.

Er kam endlich so weit, sich die heftigsten Vorwürfe über seine Haltung zu machen und seine unheilvolle Zähigkeit, auf der Heirath mit Hugo zu bestehen, tief zu bereuen. Diese Gemüthsbewegungen waren leider unfruchtbar, weil ihnen nicht das Entgegenkommen entsprang, die Wünsche seiner Tochter zu erfüllen. Welcher Gewinn war es, einen verhaßten Freier fallen zu lassen, von welchem er erst vor einigen Tagen einen Fußtritt erhalten?

„Ich habe mein Gebäude auf oberflächliche Hoffnungen gebaut und den Charakter meiner Tochter unterschätzt und mißverstanden!" rief er vor sich selbst aus. „Hugo ist freilich eine zu dürftige Persönlichkeit, um einen festsitzenden Liebhaber bei einem Mädchen auszustechen. O wie leicht hätte sich ein Ebenbürtiger gefunden, welcher die Gabe, zu fesseln, im höheren

Maße besitzt. Dann wäre Alles gegangen! Ich hatte immer nur Hugo im Auge. Das war ein grobes Versehen von mir! Jetzt, nach so viel verlorener Zeit, nach so viel bitteren Erfahrungen fange ich, so klug zu sein an, als ich es schon vor Jahren sein konnte! Ja, wer Alles wüßte!" Er rieb sich die Stirn im tiefsten Mißmuth.

Noch entsetzlicher wurde seine Stimmung, als er nicht lange darauf den Arzt vom Krankenlager zur Thür hinausbegleitet und draußen von ihm erfahren hatte, daß Cornelia sehr krank sei, und sich die Anzeichen eines Nervenfiebers nicht mehr verkennen ließen.

Der Graf taumelte, wie betäubt, auf sein Zimmer, ohne den Muth zu finden, in's Krankenzimmer zurückzukehren, und doch zog es ihn unwiderstehlich dahin.

Cornelia lag in tiefem, doch unruhigem Schlummer, als er dort eintrat. Er ließ sich neben ihrem Bette nieder, seine Blicke blieben unverrückt auf sie geheftet. Bei dem Anblick vermochte er sich nicht auszureden, daß der letzte Stoß, durch welchen sie hingestreckt worden war, doch von dem Manne herrühre, welchen er ihr mit einer so heimtückischen Consequenz zum Gatten aufzudringen versucht hatte. Welche Entschuldigungen auch der Eigenliebe zur Verfügung stehen mochten,

er konnte sich doch nicht von aller Schuld lossprechen, wenngleich seine verblendete Ueberzeugung immer verbissener darauf bestand, daß es nur Bruno sei, welcher das Lebensglück seiner Tochter untergraben und die Feindschaft des alten und jungen Fürsten von Kronenburg gegen sein Haus heraufbeschworen habe.

Als Stunden um Stunden vergingen und Cornelia nicht erwachte, sondern in immer tieferen Schlaf zu versinken schien, erhob er sich trostlos und eilte auf den Fußspitzen still hinaus.

In seinem Cabinet angekommen rief er:

„Der Arzt hat entsetzlich Recht, es ist die fatalste der Krankheiten und Bruno ist ihr Mörder!"

Die wahrhafte und ungeheuchelte Vatersorge, welche geeignet gewesen wäre, ihn den Wünschen seines Kindes näher zu bringen, hatte somit das traurige Loos, ihn auf der falschen Bahn der Vorstellungen, welche mit der Herzensfrage seiner Tochter zusammenhingen, noch unheilbarer zu befestigen. Seine Eingenommenheit gegen Bruno stieg bis zum Hasse und er schwor, ihn eher zu verderben, als ihm die Hand zu bieten.

Der Graf, welcher über die Zwecke der Haussuchung noch immer im Dunkeln gelassen worden war,

hatte im Laufe des Nachmittags ein Packet unter amtlichem Verschlusse zugestellt erhalten. Allerdings war es so klein, daß es kaum den hundertsten Theil der ihm weggenommenen Schriften fassen konnte. Es enthielt auch nur die Correspondenz seiner Tochter, welche man ausgesondert hatte, und deren mit keinem Worte begleitete Uebersendung auszudrücken schien, daß der Inhalt derselben als rein privater Natur erkannt worden war und für die amtliche Untersuchung keinen Werth habe.

Der Graf, der die Zusendung in diesem Sinne gedeutet hatte, war nach der Eröffnung des Packets höchst unangenehm berührt worden, aber diese Mißstimmung war rasch verwischt und ging in Erstarrung und den äußersten Grimm über, nachdem er sich die Freiheit genommen hatte, sechs bis sieben der darin enthaltenen, von einer und derselben männlichen Hand geschriebenen und an seine Tochter gerichteten Briefe zu durchfliegen.

Es waren Bruno's Briefe an Cornelia seit ihrer Umsiedlung nach Venedig. Dem Grafen ging durch sie ein furchtbares Licht auf, er sah sich plötzlich in alle Vorgänge und alle Absichten der Liebenden eingeweiht.

Es fand sich sogar ein Briefchen, eigentlich ein Stück Papier, wahrscheinlich im Drang der Umstände irgendwo auf der Straße mit Bleistift geschrieben, welches vom Faschingsmontag datirt, den Ort, die Stunde und alle Hauptpunkte des verabredeten Fluchtversuches zur Vermeidung von Mißverständnissen zu rekapituliren schien.

Soviel war dem Grafen sonnenklar, daß die Entführung mit der Haussuchung zusammengefallen war, aber es war ihm zweifelhaft, ob Eines mit dem Anderen in einer noch unerklärten Beziehung gestanden haben sollte. Das Letztere zu conjekturiren, war er als Kenner der damaligen österreichischen Zustände sehr berechtigt, denn Niemand wußte zuverlässiger, als er, daß sogar auch ein im geringeren Maße als Bruno politisch Compromittirter nach erlangter Freiheit noch lange Zeit vom unsichtbaren Auge der Behörde begleitet werde, damit er nicht so leicht in die Lage wieder gerathe, von der Bahn des Guten abzuirren. Es war ihm auch wahrscheinlich, daß Bruno's Correspondenz eine geheime Controlle passire. Ein oder der andere aufgefangene Brief konnte den Verdacht der Polizei erweckt haben und diese, welche in dergleichen

Dingen Unklarheit nicht verträgt, mochte lüstern gewesen sein, sich zu überzeugen, welche heimlichen Ziele den frappanten Beziehungen zwischen einem erklärten Revolutionär und der Familie eines Hochtory's zu Grunde liegen können. Das Schwanken und Rathen des Grafen würde ein schnelles Ende gehabt haben, wenn er gewußt hätte, daß seine Tochter auch noch die unbewußte Vermittlerin der gefährlichen Correspondenz der Schwester Negroni's gewesen war, und daß an ihre Adresse mehrere, theilweise in Chiffren geschriebene Briefe angelangt seien. Aber doch auch soweit, als er die Dinge übersah, hatte er Stoff zum Nachdenken und Ursache genug, in die höchste Aufregung zu gerathen.

„Gräßliche Enthüllungen!" rief er ganz verzweifelt aus. „Daß er es wagt, kein Wunder, aber daß Cornelia folgt! Da muß der letzte Rest von Glauben und Vertrauen verschwinden! Ich, mein Name, mein Haus wäre entehrt, blamirt, befleckt, wenn nicht die Polizei den guten Genius gemacht hätte! Dem Manne, der die Haussuchung beschlossen und solchen Skandal verhütet hat, bin ich den größten Dank schuldig. Ich kann ihn in meiner Lage als quiescirter Staatsmann leider nicht

abtragen. Wie steh' ich aber auch, von mir selbst bloßgestellt, da! Wochen und Monate lang gehen Briefe hin und her, ich merke Nichts, Fluchtpläne werden geschmiedet unter meinen Augen, ich bleibe arglos und schlafe ruhig, während das kostbarste Gut unter meinem Dache gestohlen werden soll. O, so einfältig zu sein, zu glauben, Cornelia werde Nichts thun, was ich zuvor nicht erlaubt habe! Ich habe mir eingebildet, Gott weiß wie geschickt gegen diese Leidenschaft zu agiren und doch war meine Politik die der mattherzigsten Klugheit. Ich habe die Tiefe dieser Liebe verkannt, da steckt der Fehler. Hätte ich mit dem thatkräftigen Anlaufe fortgefahren, den ich damals bei der ersten Entdeckung dieser Liebe genommen, so stände jetzt die Sache nicht so beklagenswerth. Das muß nun anders werden, seit mir die Augen so schrecklich geöffnet worden sind und ich sehe, über welchem Abgrunde mein Familienname noch immer schwebt! Das muß anders werden! Das gelob' ich an dem Krankenlager meiner Tochter, auf welches sie zum Theil durch meine Schuld geworfen liegt, insofern ich zur rechten Zeit mit den rechten Mitteln einzuschreiten verabsäumt habe!" Er erhob sich, seine Stirn lichtete sich wieder

und er schloß mit den Worten: „Nein, nein, Cornelia wird aufkommen und wieder wohl werden! Ihre Jugend, ihre Jahre sind Bürgen, sie wird die Krankheit überwinden! Ich darf indessen, während ich sie pflege, nicht vergessen, daß ich auch ihr Herz von einem Uebel zu säubern habe, welches schon allzulang' darin fortwuchert!"

Er schellte, und ließ durch den Kammerdiener seinen Portier rufen. Derselbe sollte sogleich in Bezug auf die Scene, welche in der Nacht vom Faschingsmontag auf den Faschingsdienstag gespielt hatte, in's Verhör genommen werden.

Als der Portier, ein Diener, der dem Grafen von Wien gefolgt war, ein ausgedienter Corporal von beschränktem, aber biederem Wesen, eingetreten war, sprach der Graf:

„Der unerwartete Besuch, den uns neulich die Militärpatrouille abgestattet hat, nöthigt mich, in Bezug darauf ein paar Fragen an Sie zu richten."

„Zu Befehl, gräfliche Gnaden", sprach der Portier, in Ton und Haltung den ehemaligen Soldaten nicht verläugnend.

„Vor Allem!" sagte der Graf, ganz im Tone ober-

flächlicher Neugier, „was denken Sie darüber, welchen Zweck es gehabt hat?"

„Da habe ich keinen Begriff, gräfliche Gnaden!" gab der Portier kurz zur Antwort. „Gar keinen Begriff!"

„Sie werden doch Ihre Gedanken darüber haben?" drang der Graf auf's Neue in ihn.

„Ich habe gar keine Gedanken, Excellenz!" versetzte der Portier mit der ernsthaftesten Miene. „Wenn Sie es nicht wissen — der Officier war doch oben — was soll Unsereiner —"

„Ganz recht", sprach der Graf, sanft ausholend, „der Officier war freilich bei mir! Ganz recht! Sie aber sind der einzige Mann in meinem Hause, der am längsten Zeuge von dem langen Vorgange war. Sie haben auf- und zugeschlossen. Sie haben vielleicht Bemerkungen gemacht —"

„Bemerkungen?" unterbrach ihn der Portier. „Käm' mir nicht in den Sinn! Ich habe nicht den Mund aufgemacht!"

„Ich meine", fuhr der Graf, auf die Beschränktheit des Mannes eingehend, „Sie haben Beobachtun-

gen gemächt, das heißt, Sie haben etwas Besonderes gesehen oder gehört —"

„Ich weiß Nichts", versicherte der Portier. „Ich kann Euer Excellenz nicht mehr sagen, als was ich schon der gnädigen Comtesse gesagt habe —"

„Hat sie Sie darnach gefragt?" fragte der Graf mit begreiflicher Neugierde.

„Gleich am Morgen," gab der Mann zur Antwort.

„Und weßhalb hat sie Sie gefragt?" sprach der Graf.

„Sie hat mich gerade so gefragt", sprach der Portier, „wie ich jetzt gefragt werde! Ich wußte auch nicht weßhalb."

„Meine Tochter hat also nachgefragt", murmelte der Graf nachdenklich vor sich hin.

„Ja, in aller Frühe", versetzte der Portier. „Es war noch dunkel."

„Da ist kein weiterer Beweis nöthig", sprach der Graf für sich. „Cornelia war um Bruno's Schicksal besorgt. Sie wollte mit ihm fliehen und die Patrouille kam Beiden in den Weg." Gleich darauf sagte er zum Portier:

„Da wir unter uns sprechen, darf ich Ihnen gestehen, daß man eines Menschen hat habhaft werden wollen, der sich entweder in unserem Hause oder im Hofe daneben zu verstecken gesucht hat.“

„Ach!“ gab der Portier mit dem Laute hoher Verwunderung von sich.

„Sie wissen offenbar Nichts“, versetzte der Graf. „Doch wär's nicht möglich, daß man ihn schon abgeführt hätte, ehe der andere Theil der Patrouille bei uns eingetreten war?“

„Das könnte sein“, versetzte der Portier. „Daß man wenigstens Niemanden aus unsrem Hause mitgenommen, hab' ich gesehen, denn ich habe nachgeschaut, bis der Kahn in der Seitenstraße war.“

„Man vermuthet nämlich“, fuhr der Graf fort, daß sich hier ein Mensch seit längerer Zeit umhertreibt, der, wie sich versteht, keine guten Absichten und Zwecke hat. Sie, als Portier, müssen wissen, wer hier aus- und eingeht —“

„Das hat freilich keine Noth!“ sprach der Portier im Gefühle erfüllter Pflicht. „Ich hab' meine Augen immer offen.“

„Ist nicht etwa Jemand dagewesen“, fuhr der Graf

zu examiniren fort, „welcher unter dem Vorwande, meine Tochter zu sprechen, das Haus zu besehen die heimliche Absicht gehabt hat?“

„Ein solcher Mensch war mehrmals da“, gab der Portier allarmirt zur Antwort.

„Da sehen Sie!“ rief der Graf aus.

„Aber zum Teufel!“ sprach der Portier aufgeregt, „der sah nicht wie ein Spitzbube aus, sondern so noble —“

„Das Aussehen thut Nichts zur Sache,“ fiel der Graf ein. „Was hat er gewollt?“

„Er wollte die Comtesse sprechen.“

„Ist es geschehen?“

„Die Comtesse ließ ihn vor und das Nähere werden Excellenz von ihr leicht erfahren.“

„War er oft da?“

„Zwei oder gar drei Mal“, gab der Portier zur Antwort, „und wie mir gerade einfällt, zum letzten Male in der Mittagsstunde am Faschingsdienstag! Da hat er mir einen Brief gegeben, auf dem keine Adresse war. Die Oblate, mit der er gesiegelt war, war noch ganz frisch angeklebt. Den gab er mir mit dem Auftrage, ihn der Comtesse sofort zu überreichen,

indem er hinzufügte, daß eine Rechnung darin enthalten sei."

„Es war ein junger Mensch", bemerkte der Graf, während sich seine Stirn nachdenklich runzelte.

„Höchstens dreißig Jahre alt", war die Antwort. „Ein hübscher Kerl!"

Der Graf schwieg eine Weile stille. Er brauchte Zeit, das Gehörte einigermaßen zu ordnen und zu verarbeiten, denn der in Rede stehende Mann konnte nur Bruno Haldenried gewesen sein, und ihm schien, daß die sogenannte Rechnung, welche er zuletzt überbracht, jenes mit Bleistift beschriebene Stück Papier enthalten haben müsse, welches er vorhin in dem amtlich zugesandten Packet gefunden.

„Und war der Mensch seitdem nicht wieder da?" fragte der Graf mit plötzlicher Lebhaftigkeit.

„Nein", lautete die Antwort.

„Hätte ihn also", bemerkte der Graf darauf mit einem gewissen Behagen, „die Militärpatrouille gepackt, oder wenigstens verscheucht? Seltsam!"

Er hatte wieder eine zeitlang geschwiegen, ehe er die Frage that:

„Seitdem sollte er nicht dagewesen sein? Niemanden gesandt haben, nach meiner Tochter zu fragen?"

„Ich habe ihn nicht wieder gesehen," gab der Portier zur Antwort. „Ueberhaupt sind, seit die Comtesse erkrankt ist, nur zwei Nachfragen vorgekommen — eine von Marchese Pignatelli und eine von der Baronin Greifenstein —"

„Greifenstein?" rief der Graf überrascht aus. „Ist sie hier?"

„Ich weiß nicht", gab der Portier zur Antwort. „Sie selbst war ja nicht da, sondern ein sehr anständig gekleideter Herr im vorgerückteren Alter mit langem Schnurr- und Backenbarte — der Kammerdiener vielleicht — viel wahrscheinlicher ein Freund oder Bruder der Frau Baronin —"

„Das kann nicht sein", erwiderte der Graf mit größter Bestimmtheit: „Da steckt auch was dahinter. Ich weiß genau, daß die Baronin Greifenstein im Augenblick in Paris weilt. Dahinter will ich kommen."

Er war mit großer Lebhaftigkeit aufgesprungen, indem er dem Portier einen Wink gab, sich zu entfernen. Als der Graf allein war, schritt er mehreremale im Zimmer auf und ab, endlich rief er:

„Das ist ein Abgesandter Bruno's gewesen! Wie lange soll ich diese gegen meine väterliche Autorität gerichtete Verschwörung in meinem eigenen Hause und innerhalb meiner Mauern dulden?"

Er hatte sich rasch angezogen und war die Treppe hinunter gegangen. „Kennst Du das Hotel di San Marco? fragte er einen Gondolier. „Allerdings Excellenza, am Canal San Samuele." — „Gut, fahre mich hin." Er hatte unter den Papieren gefunden, daß sich Bruno im Hotel di San Marco einquartirt habe.

Als der Graf auf Ort und Stelle gekommen war und sich dem Hotel näherte, sah er schon in einiger Entfernung unter dem Hausthore desselben einen Herrn stehen, welcher ihm bekannt schien.

Dieser Herr, ein ergrauender Vierziger, in einem grauen Paletot, einen schwarzen Reisehut auf dem Kopfe, sah sehr mißvergnügt vor sich hin, die Hände in der Tasche, eine Cigarre im Munde, und rauchte und summte gleichzeitig ein Lied, während er sich mit dem Fuße den Takt dazu klopfte.

„Ich täusche mich wahrhaftig nicht", sagte der Graf, als er herangetreten war, mit sehr affektirter Cordialität, wenn ich in Ihnen einen Bekannten aus

Wien begrüße. Was treiben Sie hier in Venedig?"

Der Angeredete maß den Grafen mit finsteren Blicken von oben bis unten und erwiderte weniger unhöflich, als gradezu grob:

„Ueber mein Treiben in Venedig habe ich mich bereits gleich nach der Ankunft auf der Polizei ausweisen müssen und finde es daher überflüssig, mich darüber auf der Straße zu verantworten." Er wandte sich halb ab.

„Entschuldigen Sie dann vielmals", erwiderte der Graf ironisch, „daß mich ein bekanntes Gesicht und die Erinnerung an die Landsmannschaft in einem fremden Lande zu einer übereilten Höflichkeit verleitet hat!"

Dieser Landsmann, den der Leser wohl gleich an dem sich äußernden Zug eines unverbesserlichen Pessimismus und eines großen Mangels an Devotion vor herablassenden und gemüthlichen Aristokraten erkannt hat, war der dem Grafen wohlbekannte Journalist Grauwak. Er hatte ihn im Jahre Achtundvierzig öfter zum Thee geladen und auf alle Art gehätschelt, im Jahre Fünfzig aber zu Tode gemaßregelt, in Folge

dessen das radikale Donaureich aus dem Besitze des alten Haldenried in die staatsmännischen Hände des Apostaten Doktor Schmey übergegangen war.

Der Graf hatte abgeschwenkt und sich mit einem vor sich hingemurmelten: „Verdammter Plebejer! Ein gemüthloser Bursche, von einer recht anwidernden Schärfe", in das Innere des Hotels begeben. Obwohl er bis dahin von der Freundschaft Bruno's und Grauwak's nichts wußte, ließ ihn unter den schwebenden Umständen die zufällige Begegnung des Einen auch auf die Anwesenheit des Anderen schließen und er war gewiß, noch ehe er die direkte Anfrage gethan, daß er das Lager seines Feindes gefunden habe.

Bruno, der sich wirklich im Hause befand, ahnte indessen nicht, daß ihm der Besuch des Grafen von Thieboldsegg bevorstehe, wiewohl er in seiner Lage und Stimmung zwar nichts Bestimmtes, aber doch das Allerwidrigste erwartete.

Die Vereitlung der Entführung hatte ihn in dieselbe Niedergeschlagenheit gestürzt, von welcher seine Fluchtgenossin befallen worden war. Nachdem der äußerste Gewaltstreich, der der Selbsthilfe der Liebenden offen gestanden, mißlungen war, hatte auch er

einsehen müssen, daß seine Liebe von einem unerbittlichen Mißgeschicke begleitet werde, oder daß er vielmehr die Personification des Unglücks sei, durch welches seine Geliebte ihm nachgerissen werde. Auch er mußte, in der Einöde äußerster Entmuthigung angelangt, vom tiefsten Kummer ergriffen und von Reue erfaßt werden und still wünschen, daß ein so unheilvolles Bündniß lieber irgendwie zu existiren aufgehört haben sollte, da das eigene Herz weder den Muth, noch die Kraft, es freiwillig zu lösen, fand. Eigentlich war es nicht dieser Schlag, noch die vorhergehenden Schläge, welche ihn so kleinmüthig gemacht hatten. Es war vielmehr die gänzliche Aussichtslosigkeit, jemals zu einem guten Ausgange zu gelangen, und diese hoffnungslose Anschauung war durch die Art und Weise bedingt, auf welche der Rettungsversuch der Liebenden in der entscheidenden Nacht verhindert worden war. Welche Auslegung konnte er der militärischen Besetzung des allerloyalsten Hauses in Venedig geben und zwar einer Besetzung um die nämliche Stunde, da er zur Ausführung seines Vorhabens herangekommen war, als die, daß der Graf, von diesem Vorhaben zufällig unterrichtet, zu dem brutalen Mittel einer Verhaftung gegriffen und

dem Entführer eine Schlinge gelegt habe, welcher Bruno nur durch seine Vorsicht entkommen? Welche Hoffnung ließ sich auch rationeller Weise noch nähren, einen Gegner wie den Grafen, zu überlisten oder zu besiegen, welcher bei der Vereitlung aller Anschläge des Gegners soviel List, soviel Behutsamkeit und die grimmigste Entschlossenheit gezeigt hatte, das Feld bis auf den letzten Mann zu behaupten?

Bruno hatte sich am Morgen nach dem Fehlschlagen seiner Expedition gerade so von Venedig entfernt, wie wenn diese gelungen wäre, lediglich aus dem Grunde, um das Aufsehen, das seine Rückkehr im Hotel und namentlich bei der sehr mißtrauischen Polizei erregen könnte, zu vermeiden, da er auf beiden Orten seine Abreise auf's Bestimmte angekündet hatte. Allein schon nach zwei Tagen der peinlichsten Ungewißheit war er auf den vorigen Platz zurückgekehrt und hatte sofort nach der Ankunft Grauwak's diesen zu Cornelia gesendet, um vorerst von ihm das Terrain sondiren zu lassen. Grauwak war der schon vom Portier bezeichnete Mann, welcher ein Abgesandter der Frau Baronin von Greifenstein zu sein fingirt hatte, aber nicht vorge-

lassen worden war, weil Cornelia, wie er vernommen, schwer krank darniederlag.

Wenn Bruno abermals auf Anstiften des Grafen verhaftet worden wäre, er hätte kaum so bestürzt sein können, als er es von den Nachrichten war, die Grauwak heimbrachte, und welche sich seitdem auf erfolgte Nachfrage täglich trüber und bedenklicher gestalteten. Die Krankheit, welche nach Bruno's Annahme im innigsten Zusammenhange mit dem letzten Mißerfolge stand, mußte seinen gesunkenen Muth auf's tiefste hinabdrücken und es ihm als eine Unmöglichkeit erscheinen lassen, das Mädchen noch ferneren Wagnissen auszusetzen, ohne befürchten zu müssen, ihre kaum mehr ausreichenden Kräfte ganz zu brechen.

„Sie hat schon zu viel gelitten", sagte er zu sich. „Fast wollte ich, sie wäre mir nie im Kraßnitzer Parke begegnet, sondern ich wäre aus dem Dickicht hervorgeschossen und einer Legion von Gendarmen in die Hände gerathen!"

Dieß war Bruno's Gemüthsverfassung. Da saß er in Venedig, ohne die Kranke sehen und sprechen zu können, wie sehr er Tag und Nacht darnach dürstete und wie nahe er ihr auch war. Diese trostlose

Lage erinnerte an die eines Menschen, der ein theueres Grab umfängt, aber doch niemals den Bewohner zu Gesicht bekommen kann.

Während der Graf von Thieboldsegg die Treppe hinaufstieg, saß Bruno vor dem Kamin, gesenkten Hauptes, ein Buch in der herabgefallenen Hand, wie wenn er mitten in der Lektüre von düsteren Träumen fortgeführt und unterbrochen worden wäre.

Sein Erstaunen war nicht gering, den Grafen eintreten zu sehen. Ruhig, insofern man darunter ruhiges Gefaßtsein auf das Schlimmste versteht, erhob er sich und trat dem Besuche entgegen.

„Herr Haldenried", begann der Graf in einem sehr bestimmten, doch höflichen Tone, „ich mache kein Hehl daraus, daß mich dieser Besuch, mit welchem ich Sie überrasche, viel, sehr viel kostet. Ich lege ihm eine entscheidende Wichtigkeit bei und würde bei etwaizem Fehlschlagen meiner Absicht mich nicht wieder entschließen, auf dem Wege freundlicher Vorstellungen Ihr Entgegenkommen zu suchen. Ich *kann nicht zweifeln*, daß Sie meine Mäßigung *würdigen, nachdem ich* Ihnen noch erkläre, daß mir bekannt ist, wie Sie, meinem offen ausgesprochenen Verbote zu Trotz gegen

meine väterliche Autorität conspiriren. In neuester Zeit hat sich Ihr Eifer, hinter meinem Rücken zu handeln, eher verdoppelt, als vermindert und geradezu bis zu Attentaten gesteigert —"

„Auch Sie, Herr Graf", unterbrach ihn Bruno, scheinbar ruhig, doch innerlich tief betroffen, „werden nach dieser Anrede meiner Mäßigung Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich mich darauf beschränke, Ihnen zu erwidern, daß ich Ihre Anklagen und Vorwürfe für Wortverschwendung halte. Es wäre weit besser, wenn wir als offene Gegner uns fern blieben und uns nicht in vergeblichen Verhandlungen erbitterten. Ein so bedeutender Staatsmann, wie Sie, hat gewiß bei allen seinen Schritten ein Ziel vor Augen, aber ich kann mir kaum denken, daß Sie von irgend einer anderen Absicht zu mir geführt werden, als mich durch bald stärker, bald schwächer aufgetragene Drohungen einzuschüchtern. Herr Graf, denjenigen hätten Sie wahrlich auf eine beklagenswerthe Weise verkannt, welcher seinen Grundsätzen in allen Richtungen bis zum Aeußersten treu geblieben ist, wenn Sie von ihm erwarten, er werde in seiner ernstesten Herzensangelegenheit mitten auf dem Wege von panischem Schrecken

ergriffen umkehren! Nie und Niemals! An dem Tage, an welchem meine Liebe zu Ihrer Tochter erstirbt, werde ich auch meine politische Fahne mit Füßen treten und für den Militärdespotismus schwärmen!"

„Sie überschätzen Ihre Stellung!" versetzte der Graf im geharnischten Tone. „Sie scheinen wahrhaft zu glauben, daß es keine Macht mehr giebt, welche Sie hindern kann, mein Haus fernerhin zu beunruhigen —"

„Ueben Sie Ihre Gewalt gegen mich", fiel ihm Bruno in's Wort, „ich habe sie bereits empfunden. Auch Sie sind von Conspirationen und Attentaten nicht frei —"

„Wir gerathen auf einen Abweg", sprach der Graf im milderen Tone, als bisher. „Ich kam zu Ihnen, um eine allen Theilen heilsame Verständigung zu erzielen, nicht zu drohen, zu provoziren. Habe ich auch vorhin das Wort Macht ausgesprochen, so hatte ich eben nicht, wohin Ihre Deutung geht, physische Gewalt im Auge. Es giebt noch eine andere Macht, welche mein Haus von Ihnen befreit — die erwachte Einsicht meiner Tochter —"

„Verstehe ich Sie recht?" sprach Bruno, wie wenn er es unrichtig gehört hätte.

„Sie werden mich noch verstehen", erwiderte der Graf. „Ich habe die Ueberzeugung, daß die Zuneigung, welche Sie für meine Cornelia hegen, von keiner Nebenrücksicht beeinflußt sei, sondern aus dem freiesten Herzen komme. Ich bin sogar gezwungen, diese Zuneigung für sehr stark zu halten, da ich Sie mit ungebrochenem Muthe gegen einen Wall von Hindernissen anrennen sehe, gegen welchen Ihre Kräfte unzulänglich sind. Ihre Ausdauer wird freilich von einer zwar schönen aber doch irrigen Anschauung genährt. Sie meinen, meine Tochter trage eine Leidenschaft für Sie im Herzen, die der Ihrigen gleiche. Nach dem Vorgekommenen kann ich nicht läugnen, daß meine Tochter von einer gewissen Anhänglichkeit an Ihre Person beseelt sei, aber überschätzen Sie das nicht! Wenn Sie das zergliedern, was Sie die Liebe und Hingebung meiner Tochter nennen, so werden Sie darin Elemente finden, deren Entdeckung zu Ihrer vollständigen Enttäuschung führen muß."

„Das glaub' ich nicht", warf Bruno entschieden hin.

„Sie werden es noch glauben“, fuhr der Graf in demselben sicheren Tone, wie früher fort. „Thatsachen werden Ihnen darthun, daß weibliche Schwäche auch mit Liebe verwechselt werden kann, daß aber auch die Täuschung darüber in der Stunde der Entscheidung zu Ende gehen muß. Die Liebe meiner Tochter ist Nichts, als weibliche Schwäche und doch wieder passive Consequenz, um nicht in ihren eigenen noch in Ihren Augen wankelmüthig zu erscheinen, und die Furcht, durch die Herzensverwirrung eines schwachen Momentes sich compromittirt zu haben! Ein solcher Wahn ist bei der unerfahrenen Jugend gar nicht so selten, er wäre aber bei einem so verständigen Wesen, wie meine Tochter ist, doch nicht denkbar, wenn ihm nicht Verhältnisse zu Statten gekommen wären, die ihn durch ihren natürlichen Gegendruck getragen und sich selbst zum Trotze befestigt hätten. Bei diesem Punkt angelangt, muß ich mich selbst eines Fehlers beschuldigen. Ich war es selbst, der diese Verhältnisse geschaffen hat. Ich selbst habe mein Kind in eine schiefe Stellung zu mir gebracht, indem ich den Schein auf mich geladen habe, einen unbeliebten Freier ihr aufdrängen zu wollen. Daran habe ich nie gedacht. Es war ein

Mißverständniß, das leider schlechte Früchte getragen hat. Cornelia hat ihr unbedingtes Vertrauen zu mir eine Zeitlang zurückgezogen und ihr Herz, welches sich einem Zwange ausgesetzt wähnte, hat gewaltsam nach einer anderen Seite das Uebergewicht bekommen. Es ist eine bekannte Sache der Erfahrung, daß Mädchen einem verhaßten Joche auf diese Weise zu entkommen suchen und so ist auch meine Tochter aus eingebildetem Schrecken vor einem Freier geflohen und hat, wenn ich so sagen darf, ihr Herz in dem ersten Hause verborgen, welches eben offen stand!"

„Es wäre schrecklich", rief Bruno, der diese Worte nicht ohne Unruhe vernommen hatte, „wenn Ihre Tochter diese Sprache gegen mich führte. Glücklicher Weise bürgt mir Nichts für die Richtigkeit Ihrer Interpretationen!"

„Es wird noch kommen", sagte der Graf mit seiner kalten Ueberlegenheit. „Da ich Ihnen die Definition dessen, was Sie die Liebe meiner Tochter nennen, vorangeschickt habe, kann ich zur Hauptsache, dem Entführungsprojekt übergehen. Sie haben geglaubt, damit den Hauptschlag gegen mich zu führen und sich meines Kindes zu bemächtigen, aber nach den Folgen,

die es gehabt hat, muß ich Ihnen beinahe danken, daß Sie selbst den Wendepunkt herbeigeführt haben, welcher freilich früher oder später erscheinen mußte, um die verfahrenen Verhältnisse wieder in das Geleise der Ordnung zu bringen. Meine Tochter ist auf Ihren Plan eingegangen, hat sich sogar allen Ernstes mit ihm getragen, aber in der Entscheidungsstunde, also in dem Moment, da zum ersten Mal in ihrem Leben die Alternative zwischen Ihnen und ihrem Vater nicht mehr zu umgehen war, hat sie sich für mich ausgesprochen! Sie ist mir in die Arme gefallen, nicht Ihnen — sie ist mir gefolgt und wird Ihnen künftig ausweichen —"

Bruno war stutzig geworden, da er über die Vorgänge der Entführungsnacht im vollständigsten Dunkel geblieben war. Es war mehr das Zusammentreffen der Umstände, welches den zermalmenden Eindruck auf ihn ausübte, als die Worte des Grafen, den er als vollendeten Lügner kannte.

„Weil Sie meiner Tochter einen Schritt zugemuthet haben", fuhr der Graf fort, „welcher über die Grenzen ihrer Neigung weit hinausging, konnte es nicht ausbleiben, daß sie in letzter Stunde vor dem

Aeußersten zurückschreckte, mir Alles eingestand und sich gewissermaßen vor Ihnen an meine Brust flüchtete. Wir haben uns vollständig ausgesöhnt und der schöne Einklang, welcher immer zwischen uns bestanden, ist wieder, so Gott will, für immer hergestellt. Hier sendet sie Ihnen Ihre Briefe und erbittet sich die ihrigen zurück —" der Graf reichte seinem jugendlichen Gegner die Briefe, welche er in Folge der Haussuchung in die Hand bekommen hatte.

Bruno griff zitternd darnach. Es waren seine Briefe, es fehlten nicht die gravirendsten. Er blieb sprachlos.

„So wird es sich Ihnen auch leicht erklären", sprach der Graf, „daß ich den Gewaltstreich, den Sie im Schilde geführt haben, nicht mit einem gleichen oder doppelten erwidert, sondern auf die strengste Defensive beschränkt, mit einer nach allen Seiten schonungsvollen militärischen Demonstration abgewehrt habe."

„Es kann nicht sein!" brach es aus Bruno ungestüm hervor. „Nein, es kann nicht sein! Ihre Worte nutzen Nichts! Es ist — o es ist nur ein Moment der Entmuthigung bei ihr. Welcher Mann wäre nicht auch

von allerseits zusammenschlagenden Wellen zu betäuben? Und sie ist ein Mädchen — an Gemüth ein Kind! Sie irren — wenigstens so lange mir nicht Cornelia mit eigenem Munde sagt: Geh! werde ich nicht gehen. Wenn sie es aber sagte, so ginge ich, und wollte, Gott weiß wo, verschwinden!"

„Es ist Ihr Schaden", bemerkte der Graf, „diese Illusionen noch zu nähren."

„Ich muß sie sprechen", rief Bruno in höchster Aufregung. „Ich muß sie noch einmal sehen —"

„Das ist unnütz, ja verderblich", gab der Graf zur Antwort.

„In Ihrer Gegenwart —" versetzte Bruno dringend.

„Unter keinen Umständen!" sprach der Graf. „Ein Mädchen ist zu schwach, sich selbst viel zu unklar, als daß ihr die Anwesenheit eines Mannes an welchen sie sich als halb und halb gebunden betrachtet, nicht den äußersten Zwang auferlegte. Doch, mein Gott, ich rede, als wenn es im Augenblick möglich wäre, meine Tochter sprechen zu können! O, wenn es möglich wäre, wollte ich sogar Ihre Unterredung mit ihr gestatten, aber sie ist krank, sehr krank — der Himmel weiß, in

welcher Gefahr!“ Der Graf legte die Hand auf die Stirn und stand, von dieser Vorstellung, wie von einer furchtbaren Last gebeugt, da.

„Krank“, flüsterte Bruno, zum ersten Mal während der Unterredung niedergeschlagen und erblassend, vor sich hin. „Ich habe es gehört —“

„Herr Haldenried“, sagte der Graf mit unläugbar wahrer Bewegung, „ich h a b e ein Vaterherz — es blutet, es jammert! Es kommt zu viel auf einmal über mich! Sie mögen mir dies Vaterherz absprechen, ich kann nicht helfen! Auch thut es mir leid, daß ich, in diese tiefe Unruhe gestürzt, von Jemandem scheiden muß, der mich als seinen größten Gegner ansieht! Ich habe Nichts gegen Ihre Person, aber die Kreise trennen uns, in welchen wir uns durch die Vorherbestimmung der Geburt bewegen! Diesen Abgrund füllt Niemand nur mit gutem Willen aus. Meine Cornelia liegt jetzt krank darnieder und nach dem Urtheil der Aerzte schwebt sie in großer Gefahr. Ihre Krankheit war freilich schon durch lange Spannung und unausgesetzte Kämpfe des Gemüthes vorbereitet; sie kam durch die letzten heftigen Erschütterungen zum vollen Durchbruche. Schon zuvor habe ich mich oft still ge-

fragt, wenn sie vor mir da saß: Ist das noch das frische, blühende Mädchen? Ist das noch meine Cornelia? Ja, ja, seit Jahren zehren unterdrückte Gefühle, heimliche Sorgen, zehrt möglicherweise auch Reue an ihr! Ohne es mir ehemals erklären zu können, sah ich sie oft ganze Nächte bleich und niedergeschlagen verwachen! Sie wissen das nicht, sonst würden Sie sich längst Vorwürfe gemacht und hoffentlich Alles zum Besseren gewendet haben! Jetzt wäre es aber grausam, inhuman, ihre Kämpfe zu verlängern und zum Aeußersten zu treiben!"

„Sie haben Recht", sagte Bruno mit schweren Seufzern. „Doch weiß ich nicht, wie wir uns Beide in die Schuld theilen sollen! Sie haben vollständig Recht, daß ihr Aussehen gelitten! Oft that mir bei dem Anblick das Herz wehe und ich vermag mir leider nicht auszureden, daß dieser Zustand auf meine Rechnung zum Theil zu setzen sei. Glauben Sie —" er zögerte angstvoll, es auszusprechen — „daß sie stirbt?"

„Das verhüte Gott!" rief der Graf, dessen Gesicht bei diesem Worte ganz entstellt wurde und noch lange den Ausdruck der Verstörung behielt, mit einem

Aufschrei des Schreckens. „Sie ist in Gefahr, aber nicht aufgegeben, nicht verloren!“

„O, ich wollte“, rief Bruno tief ergriffen, während seine brennenden Augen feucht glänzten, „ich läge an ihrer Stelle, ich wollte, ihr Fieber durchbrauste meine Adern und wüthete mit dem Fieber um die Wette, welches meine Seele schüttelt! Herr Graf, da, ich strecke meine Waffen, nicht aber vor Ihnen, sondern vor dem unüberwindlichen, barbarischen Elemente, dem Verhängnisse, welchem jetzt das zarte Leben Ihrer Tochter, mir das Theuerste auf Erden, preisgegeben ist! Ich will sie durch meine Nähe nicht in Unruhe halten, nicht durch meine Nähe in die geringste Bewegung bringen! Sagen Sie ihr von mir, was es sei, wenn es nur zu ihrer Beruhigung, zu ihrer Heilung dient! Alles Uebrige hat nach ihrer Genesung Zeit. Dann will ich sehen, ob ich endgiltig zurücktrete oder ausharre. Sie haben, als der zärtlichste der Väter, kein Zugeständniß gemacht, ich, der Fremdling, mache es und lasse Ihnen, wenn es sein muß, wie die eine Mutter vor Salomon's Richterstuhle, das ganze Kind!“

Er hatte vor Bewegung kaum zu Ende sprechen

können und, mit dem Taschentuche sein Gesicht verhüllend, sich abgewendet, während der Graf Bruno's Hand mehrmals vergeblich schütteln wollte. Nach einer langen Pause sagte der Graf:

„Sie sind ein edler Mensch! Ich danke Ihnen! Ich vergesse es nicht! Möge nun der Himmel da das Seinige thun, wo Menschen Nichts vermögen!"

Erschüttert, tief ergriffen, voll Sorge, wie er Cornelia zu Hause treffen werde und doch durch das gewonnene Resultat ruhiger geworden und mit sich selbst zufrieden, weil er auf der neugewonnenen Basis die trugvolle Intrigue sicher und gemächlich weiter fortbauen konnte, eilte der Vater der Lüge die Treppen hinab!

Bruno verließ am nächsten Morgen mit seinem Freunde Grauwak Venedig, welches gleichsam das Villagos seines Herzens geworden war.

Siebentes Kapitel.

Spielt im Wirthshaus der Grenzstation Genzbach.

Die Landschaft dehnte sich weit und weit hinaus, ein zerrissenes Hügelland, mit viel Wald bedeckt und dennoch einförmig. Die Gegend war sehr morastig, stellenweise, wo die Hügel rasch abfielen, war das Wasser in großen Sumpfteichen zusammengelaufen. Hier standen Eschen in Gruppen beieinander, Schilf und hohes, bastartiges Riedgras säumten die breiten, glänzenden Wasserstreifen. Kein Mensch war sichtbar. Alles still, Erde und Wasser, Alles, außer der Luft. Ein warmer, aber sehr heftiger Südwind rauschte durch die Waldungen, welche soeben ihr schönstes Frühlingsgrün angelegt hatten. Bei dieser Gestaltung des Bodens war der Ueberblick äußerst beschränkt. Man trat

in eine Waldpartie und bald wieder in eine andere. Größere Dörfer fehlten gänzlich, die nicht sehr zahlreiche Bevölkerung war in einer Menge von Weilern und „Einschichten“ vertheilt.

Es war gegen Abend. Die Sonne war hinter Wolken versunken, der Mond stieg empor, eine blasse Scheibe. Der Wind ging noch heftiger, als er am Tage gegangen, und trieb Regenwolken vor sich her. Am Ausgange eines langen und breiten Waldvierecks stand ein Kalkofen, ganz in der Einsamkeit. Vor dem glühenden Ofenschlunde stand ein Bauernbursche von sechzehn bis siebzehn Jahren, welcher von Zeit zu Zeit ein mächtiges Scheit in den Ofen warf und in das Feuer hineinstierte. Da hatte plötzlich der Wind, der aus dem Walde hervorzuziehen schien, ein feines Blatt Papier herangeweht. Das Blatt fuhr bis an die Ofenöffnung, wie wenn es dort verbrennen wolle, aber der rückwirkende Luftzug des starken Feuers trieb es im Nu wieder zurück, daß es vom Winde ergriffen und seitwärts über eine lange Wiese hingetrieben wurde. Der Bursche hatte es nur mit einem Blicke erhascht und nicht zu erkennen vermocht, was es war, aber das wußte er, daß es kein gewöhnlicher

Wisch sein konnte, weil es eine auffallend zierliche Form hatte.

Er war daher rasch nachgesprungen und jagte dem Dinge nach, aber wer weiß, ob er es eingeholt hätte, wenn ihm nicht der Boden, welcher weiterhin morastig war, zu Statten gekommen wäre, indem das Blatt auf eine nasse Stelle niederfiel und dort angeklebt liegen blieb.

Es war eine Banknote, sogar ein Hunderter. Der Bursche sah sie lange staunend an und wagte sie gar nicht zu berühren, denn er hatte nur bisher Guldenzettel gesehen, wenngleich keinen derselben je besessen. Die Banknote hatte sich indeß sehr vollgesogen und war, ohne Gefahr zerrissen zu werden, nicht aufzuheben. Der Bursche holte ein nahe liegendes Bruchstück eines Astes und hob sie damit auf, worauf er eilig zu seinem Ofen zurücklief, um sie am Feuer zu trocknen.

Aber wie erstaunt war er, als abermals ein ähnliches Papierblatt aus dem Walde nieder geflogen kam und auf Zickzackwegen sich ihm näherte. Auch dieses hatte er gefangen, es war unversehrt.

„Wunderbar“, dachte er, „daß so hohes Geld aus dem Walde fliegt.“

Er hatte den kostbaren Fund am Ofen niedergelegt und eilte in den Wald in derselben Richtung, in welcher die letzte Banknote hervorgeflogen zu sein schien. Dort war es schon ziemlich dunkel, nur stellenweise, wo die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen hinwarf, war es flüchtig hell. Schon wollte er umkehren, als er in einem Graben Jemanden zu sehen glaubte. Er fing zu rufen an, indem er vorwärts schritt, da erkannte er aber, daß es ein Kleid, aber nicht ein Mensch sei. In der Hoffnung, daß doch Jemand zum Vorschein kommen werde, ging er unter lauten Ho! Hio-rufen noch weiter, bis er an die Stelle selbst gekommen war.

Da lag ein schöner Herrenmantel, daneben ein rothgelbes Seidentuch in der Weise zusammengeschlungen, wie wenn es Jemandem zum Verbinden des Kopfes gedient hätte, und unweit davon eine geöffnete Brieftasche mit Papieren und Banknoten gefüllt. Dies war ohne Zweifel die Geldquelle, welcher die umherfliegenden Banknoten entsprungen waren.

Der Bursche umkreiste noch einmal die nächste Um-

gegend, um zu sehen, ob nicht der Besitzer hervortreten würde, endlich ging er zurück, um die Sachen aufzuheben und mitzunehmen. Aber er hatte nicht den Muth, es zu thun. Wie er auch kämpfte, er begnügte sich zuletzt, nach einem Steine zu greifen und ihn auf die Brieftasche zu legen, um wenigstens damit dem kostspieligen Uebermuthe des Windes ein Ende zu machen.

Spornstreichs lief er darauf zurück, holte die Banknoten am Kalkofen und rannte nach seinem Hause, welches, eine halbe Stunde entfernt, in der nächsten Ortschaft gelegen war.

Der Vater des Burschen war über seinen Sohn sehr ungehalten, daß dieser die im Walde gefundenen Sachen nicht auch mitgenommen habe. Er zündete eine Laterne an und ging mit dem Sohne auf die Stelle zurück, theils um unter den Umständen den Finderlohn zu erhöhen, theils um das Gut vor diebischen Händen zu retten.

Als Beide auf die Stelle gekommen waren, von welcher der Junge behauptete, daß sie die vorige sei, war Nichts mehr da. Es war inzwischen stockfinstere Nacht geworden und es war schwer, sich zurecht zu finden; allein der Bursche bestand fest darauf, daß er

auf dem nemlichen Orte sei, wo er früher den Mantel und die Brieftasche gesehen und hob sogar, um seine Behauptung zu beweisen, den Stein auf, den er auf die letztere gelegt haben wollte.

Unverrichteter Sache mußten Vater und Sohn heimkehren und beschlossen, am folgenden Morgen die Anzeige ihres Fundes zu machen, sobald der erste Gensd'arm den Ort passiren werde.

In der kleinen Ortschaft war natürlich nur ein sehr bescheidenes Wirthshaus, das an gewöhnlichen Wochentagen meist leer war. An dem heutigen Abend saßen ausnahmsweise acht bis zehn Insassen darin und unterhielten sich, vor ihrem Bier- oder Schnapsglase sitzend, auf die gemüthlichste Weise über ihre kleinen örtlichen Angelegenheiten.

Es war wohl schon zehn Uhr, als ein Fremdling eintrat. Ein solcher, auch wenn er der gewöhnlichste Mensch war, erregte hierorts Aufmerksamkeit, bei einem so in die Augen fallenden Aeußeren, wie es hier der Fall war, mußte er Sensation erregen.

Der Fremde, kaum dreißig Jahre alt, von hoher, hübscher Gestalt, hatte einen joppenartigen Rock von grauem Wollstoff am Leibe, trug einen Seidenfilzhut

auf dem Kopf, einen dünnen Reisestock in der Hand. Sein Gesicht, gewiß ursprünglich schön geformt, war aber furchtbar mager, eingesunken, entstellt. Mitten im Ausdruck des Jammers, der auf diesem Antlitz unverkennbar war, brach der Zug von Scheu und Angst besonders hervorstechend und selbst für Bauernaugen merkbar hervor.

Nachdem er die Thür leise geöffnet und in die Stube geblickt hatte, schien er, von den dasitzenden Gästen erschreckt und eingeschüchtert, sich schnell wieder zurückziehen zu wollen. Da trat die Wirthin vor, wünschte guten Abend und bat ihn, einzutreten. Er blieb stehn, musterte stumm, ohne Gruß, ohne den Hut zu lüften, die Anwesenden mit scharfen, aber unsichern Blicken, während die kurzen, abgerissenen Athemzüge hörbar waren. Endlich setzte er sich, klopfenden Herzens und mit sichtlichem Unbehagen in die entfernteste und dunkelste Ecke, wie eine Maus in der Falle, nieder.

Die Hausmagd, ein derbes Weibsbild mit einem schwarzen Kopftuch, war gleichzeitig aus der anstoßenden Küche hervorgetreten und fragte ihn, ob er Bier oder sonst was zum Nachtessen wünsche.

Der seltsame Gast fixirte sie ein paar Augenblicke. „Nichts, nichts, nichts!" wiederholte er unzählige Male, wie wenn er das Anerbieten auf das Leidenschaftlichste zurückwiese. Die Magd war höchst erstaunt in die Küche zurückgegangen, der Gast erhob sich rasch und eilte mit langen Schritten zur Thüre hinaus.

Draußen vor dem Wirthshause blieb er stehen. Die Nacht war sehr dunkel, Alles still, nur der Brunnen rauschte. Der Fremde sah sich nach allen Seiten um, wie wenn er eine Gefahr fürchte, hob rasch den Hut vom Kopfe, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen, und blieb eine Weile, ehe er ihn wieder aufsetzte, am Zaune gelehnt, wie aufathmend rasten.

„War das gescheidt gehandelt", sprach er vor sich hin, „daß ich nichts, gar nichts verlangte! Die Leute sind, auch die Landleute, gar pfiffig und merken Alles gleich. Sie passen schrecklich auf. Ja, früher, früher! Da hätte ich's verstanden, den Teufel selbst zu betrügen. Man muß sich furchtbar in Acht nehmen. Ich darf nichts essen, nichts trinken — sonst kommt es gleich heraus, daß ich den ganzen Tag keinen Bissen im Munde gehabt habe. Ob man mir es aber nicht anmerkt, daß ich ganz ausgehungert bin? Es lag

mir in allen Gliedern, meine Müdigkeit war auffällig. Sie haben mich angesehen, die Köpfe zusammengesteckt und gezischelt. Wenn Einer Argwohn faßte — es wäre schrecklich! .... Aber da hätt' ich noch immer Zeit auszureißen. Soll ich, oder soll ich nicht?"

Er hielt ein wenig inne und rieb sich die Stirn. „Aber was fürcht' ich mich so unter dummen Bauern!" fuhr er fort. „Wenn ich es recht ansehe, wenn ich es ernst erwäge, ist alle Furcht Thorheit, mir kann auch der Gensd'arm nichts anhaben. Einen vortrefflichen falschen Paß hab' ich und die Hauptsache: meinen Hut! So ist es, das steht fest, und ich kann keck auftreten."

Er wandte sich um. Erhobenen Hauptes, mit festem Blick, eine hochfahrende Sicherheit affektirend, trat er wieder in die Wirthsstube ein. Die Gäste waren nicht wenig erstaunt, den ängstlichen, zagen, mitleidbedürftigen Mann in einen aufgeblasenen Cavalier verwandelt zu sehen.

Mit hoher Nase, einen Stuhl, der ein wenig im Wege stand, zurückschleudernd, begab er sich auf seinen vorigen Platz. Dort langte er nach einer Lichtscheere

und fing an einem leeren Bierglase, das zufällig dastand, unbändig zu klopfen an.

Die Kellnerin erschien.

„Was ist das für eine Bedienung?“ schnaubte er sie an. „Ich bin nicht gewohnt, zu warten. Wer, wie ich, immer in den ersten Gasthöfen einkehrt, der macht Ansprüche.“

„Sie haben ja nix g'wollt —“ gab die Magd sich vertheidigend zur Antwort.

„Nicht viel Worte“, versetzte der Fremde. „Bier, Essen, was im Hause ist, vollauf. Soll's kosten, was es wolle!“

Die Magd war fortgegangen und nichts war natürlicher, als daß die Gäste die Hälse abermals flüsternd zusammensteckten, oder die Unterhaltung oft plötzlich stockte, weil die Aufmerksamkeit von der Erscheinung des Fremdlings in Anspruch genommen war.

Der unheimliche Gast mußte es bemerkt haben und fuhr plötzlich zusammen, so zwar, daß sich seine Achseln krampfhaft zusammenzogen und der Kopf an die Brust niederfiel.

„Sie passen auf mich auf“, murmelte er im Geiste vor sich hin. „Kennt mich gar Einer?“

Er schielte verstohlen nach dem andern Tische herüber.

„Lauter wildfremde Bauerngesichter“, sagte er zu sich, nachdem er seine Prüfung beendet, „und doch, doch! Sie haben eigene Gesichter. Je mehr man sie ansieht, desto mehr verändern sie sich und bekommen Aehnlichkeit mit Leuten, denen ich gerade am meisten ausweichen muß. Wenn ich den da in der Ecke mit dem röthlichen Backenbarte ansehe, möchte ich auf den ersten Blick sagen, daß ich ihn nicht kenne und daß er nichts als ein gewöhnlicher, untersetzter Bauernlümmel ist. Seh' ich ihn aber recht an — so ist er — der leibhafte Müller Dubsky. Und doch ist es lächerlich. Es kann nicht der Dubsky sein. Dubsky würde mich nicht so lange, so dumm, so ruhig anglotzen, sondern mich wahrscheinlich gleich beim Eintreten am Kragen gepackt haben. Dumme Angst! Was die mich martert! Paß und Hut hab' ich — ich kann ganz lustig sein.“

Die Hausmagd hatte ihm eben das Bierglas hingestellt. Er trank es auf einen Zug fast bis auf die Neige aus.

„Ein zweites!“ sagte er, den Rest leerend, mit gebieterischer Stimme. „Und bald das Essen.“

Die anwesenden Gäste, von ihrer Neugierde zurückgehalten, und gesonnen, heute länger als gewöhnlich im Wirthshause zu bleiben, hatten sich Caffee bestellt.

Der Gast schien ganz munter geworden zu sein, wenigstens trällerte er ein Liedchen und trommelte dazu den Takt mit den Fingern auf dem Tische. Auffallend war es nur, wie oft er mitten im Singen, wie von Schrecken gefaßt, nach seinem Hute fuhr, den er fortwährend auf dem Kopfe behielt.

Da ließ sich aus der Küche das Geräusch vernehmen, welches das Mahlen des Caffee's verursachte.

Im Nu war das Trällern des Fremden verstummt.

„Ha!" drang es angstvoll aus ihm hervor, während er seine beiden Hände wie im Schrecken an seinen Mund hielt.

„Eine Mühle", murmelte er in die geschlossenen Hände hinein — „zwar nur eine Caffeemühle — aber — wie das meine Nerven angreift — das Geräusch der Hölle wäre mir lieber!"

Die Hausmagd, die sein Essen, ein gewaltiges Stück Kalbsbraten mit Erdäpfelsalat hereingebracht

hatte, unterbrach seinen Monolog und lenkte seine Gedanken ganz ab. Stumm und gierig machte er sich über die Speisen her, während die zusehenden Gäste nicht wußten, ob sie solchen Heißhunger stumm anstaunen oder darüber lachen sollten.

Plötzlich that sich die Thür auf. Die Blicke des hungrigen Gastes fuhren hin. Die Gabel, die er zum Munde führen wollte, stand mitten auf dem Wege in der starren Hand still, der gefüllte Mund konnte nicht weiter kauen.

Ein langer, hagerer, bärtiger Mann war eingetreten. Sein langer, grauer Mantel triefte vom Wasser, das Käppchen, auf dem ein Abzeichen zu sehn war, schien wie glatt gedrückt, unter dem Mantel sah der Lauf eines Gewehres vor.

„Grüß' Gott!" sagte der Angekommene und dieser Gruß wurde sofort von Allen erwidert, worauf er den Fremdling auffallend von oben bis unten musterte. Als er aber gleich darauf den Rücken wandte, um den nassen Mantel über einer Bank zum Trocknen aufzuhängen, sprang der unheimliche Gast empor und schoß zur Thür hinaus.

Er war eine kleine Strecke vor das Wirthshaus hinausgelaufen, als er plötzlich stehn blieb.

„Ist das ein Gensd'arm?" fragte er, ganz außer sich. „Wie kömmt er zu dem Käppchen? Hätte er sich so verkleidet, um mich sicherer zu machen? Soll ich ausreißen? Verdammte Angst? Was hab' ich zu fürchten? Hätte er mich denn laufen lassen — wär' er denn nicht schon da, wenn er nach mir ausgeschickt wäre? Ich hab's nicht nöthig, zu laufen und gerade dadurch Verdacht zu erregen. Nein, das hab' ich nicht nöthig! Ich habe meinen Paß — und worauf Alles ankommt, meinen Hut! Und wenn alle Stricke reißen und sie mich fangen, muß ich doch freigesprochen werden. Wer hat's gesehn? Wer hat Etwas gehört? Wer zeugt gegen mich? Ich hab' ihn an der Gurgel gefaßt und er ist in's Wasser hineingeplumpst, ohne einen Laut von sich zu geben. Nichts kann mich verrathen, Nichts als meine Angst, meine übertriebene Angst, die ich mir immer wieder ausrede und deren ich mich nicht erwehren kann, und wahrlich, die peinigt mich schlimmer, als wenn ich schon in den Händen des Scharfrichters wäre. Die verwirrt meine Gedanken, lähmt meinen sonst klaren Kopf, lähmt meine Füße.

Die zwickt mich, daß ich immerfort laut aufschreien möchte! Ich gehe hinein, ich will nicht fliehen. Wenn ich wieder erscheine, muß das den besten Eindruck hervorbringen."

Er kehrte zurück.

Der Angekommene, der ihn mit seinem Erscheinen so erschreckt hatte, war der herrschaftliche Förster, ein ihm ganz unbekannter Mann. Er hatte sich's inzwischen bequem gemacht und saß in seiner grauen Joppe mit grünem Stehkragen an dem mit Gästen besetzten Tisch. Auch die Wirthin, ein altes Weib und die Hausmagd waren anwesend.

Das Gespräch, das sich während der Abwesenheit des seltsamen Gastes um diesen gedreht hatte, verstummte gleich bei dessen Eintreten.

„Guten Abend", sagte der Fremde, so freundlich, wie es ihm nur möglich war, denn sein Herz war plötzlich erleichtert, einen Jäger zu sehen.

„Guten Abend", sagte der Förster. „Gerade reden wir von Ihnen. Waren Sie nicht heute im Riedinger Holz, unweit von da, wo die Sandgruben sind und der Kalkofen steht?"

„Nein!" sagte der Angeredete mit versagender Stimme.

„Ich habe Sie dort gesehen", gab der Förster zur Antwort.

„Ich habe mich im Walde verirrt", sagte der Fremde, in schüchternem Tone. „Aber — ob es das Riedinger Holz heißt, weiß ich nicht."

„Daß Sie sich verirrt haben", sagte der Förster, ein rauher, schlichter Kumpan, „ist möglich, wiewohl ich nicht recht weiß, wie es geschehen kann. Das Holz ist nicht groß. Ich habe schon am frühen Morgen dort zu thun gehabt und Sie dort schlafend gefunden —"

„Das ist nicht wahr —" erwiderte der Fremde sehr scharf.

„Ei, ei, das ist eine sonderbare Rede", entgegnete der Waidmann. „Ich habe Sie doch bald darauf in der nächsten Umgegend angetroffen. Sie sind an mir vorbeigeschossen, ohne mich zu bemerken. Ich wollte Ihnen nachgehen und Sie anreden, da ich aber unten im Graben Ihre Kleider noch liegen sah —"

„Ja", sagte der Fremdling mit lebhafter Zustimmung, „meinen Mantel habe ich dort liegen lassen, ich

bin sehr vergeßlich, furchtbar zerstreut, ich war schon als Kind so, daran sind meine Kopfnerven schuld, und wenn ich nicht eben einen so prächtigen Appetit gehabt hätte, würde ich mir einreden, daß ich krank bin und zwar sehr krank —"

Er rieb sich die Augen und die Stirne, auf welcher Schweißperlen hervorgetreten waren.

„Auch Ihre Brieftasche", wollte der Förster beginnen, als der unheimliche Gast in höchster Aufregung emporfuhr.

„Die Brieftasche — von braunem Leder, ja die ist mein! Auch die Brieftasche. Es ist viel Geld darin, sehr viel, aber mein Paß ist und bleibt die Hauptsache. Der liegt darin, ganz apart. Um Gottes willen, den Paß, den Paß —"

„Sie sollen ja Alles wieder haben", sagte der Förster, den Mann beruhigend. Ihm, wie allen Uebrigen in der Gaststube war es nicht zweifelhaft, daß sie einen geistig Gestörten vor sich hätten.

„Her mit dem Paß!" rief der Unglückliche flehentlich. „Wo haben Sie ihn? Geben Sie ihn her! Gleich, gleich! Sie martern mich. Ich muß ihn haben. Ich bin ein reicher Kaufmannssohn aus Pest. Mein

Name ist Robert Schmidt, braver Leute Sohn bin ich, überall beliebt. Was stehn Sie so da und lassen mich warten? Was sehn Sie mich so an? Was wollen Sie? Geben Sie mir meine Sachen zurück. Am Passe ist mir ebensoviel gelegen, wie an meinem Hute. Da sehn Sie, wie zerstreut ich bin, daß ich bald den Paß, bald den Hut verliere. Mein Leben hängt an dem Einen, wie am Andern. Für den verlorenen Hut hätte ich schon einmal Tausende hergegeben, Tausende — o, so zerstreut zu sein —"

„Beruhigen Sie sich", sagte der Förster mit freundlichem Ernst. „Sie werden Alles zurückkriegen!" —

„Nun, warum sehe ich's nicht?" rief der Geisteskranke. „Es sollte schon da sein. Ich gebe einen Finderlohn her, ein Trinkgeld, wie ein König. Ich bin ein sehr reicher Kaufmann aus Pest. Unter tausend Gulden mach' ich's nicht. Geben Sie mir wenigstens meinen Paß her, den ich mit so saurer Mühe erworben habe —"

Er war in eine fieberische Aufregung gerathen.

„Nur ruhig, ruhig, ruhig!" ermahnte der Förster.

„Ich habe die Sachen, als ich Abends vorüber ging, mitgenommen. Da ich nicht wußte, wo Sie zu suchen sind, habe ich sie — wie das natürlich ist — der Gensd'armeriestation unweit von hier, in Genzbach zur Verwahrung übergeben."

Diese Worte brachten den geisteskranken Mann in einen Paroxismus von Tobsucht. Schnaubend, an allen Gliedern zitternd, das Gesicht krampfhaft verzerrend, schoß er in der Stube auf und nieder, daß sich alle Anwesenden unwillkührlich von ihren Sitzen erhoben, um bei einem Wuthanfalle bei der Hand zu sein und den Rasenden zu bändigen.

„Verrath! Verrath!" waren die ersten Worte, die der Unglückliche ausstieß. „Bauern, Bauern mich überlisten! O, mein Kopf, mein Kopf! Mein Paß, mein Hut! Ich bin verloren. Visony hat mich im Stich gelassen. In der größten Noth. Der Miserable! O könnt' ich mich bei Ilka wieder verstecken. Könnt' ich nur entfliehen — o jammervoll, jammervoll — entlaufen ist schwerer, als betrügen, als morden — aber wen man nicht hat, den kann man nicht hängen —"

Mit einem wahren Tigersprunge war er zur Thür hinausgestürzt.

Die Anwesenden folgten ihm, fast auf dem Fuße, in der besten Meinung nach, damit er sich nicht im Wahnsinn etwas anthue.

Aber auf dem Vorhause war es dunkel, die Hausthür stand offen. Einen Augenblick lang war es zweifelhaft, wohin sich der Flüchtling gewendet. Da kam ein Knecht des Hauses, der im Hofe beschäftigt gewesen, daher. Er hatte den Unbekannten vorbeischießen, die Leiter zum Heuboden erklettern und dort verschwinden gesehn.

Man brachte eine Stalllaterne und drei der Stärksten unter den Anwesenden erboten sich, auf den Heuboden zu steigen, um den Wahnsinnigen festzunehmen.

Als sie die Leiter zur Hälfte hinangeklettert waren, hielten sie still und lauschten. Da hörten sie den Mann oben herumtoben und sich in's Heu wühlen.

Schon erschienen die Köpfe am Dachfenster, schon leuchtete die Stalllaterne in den dunklen Bodenraum,

schon stiegen die Männer herein. Ihr Blick suchte den Fremden. Er kauerte hoch oben auf einem Balken, von welchem er sich wie eine Katze durch ein Dachfenster hinauszuschwingen versuchte.

„Kommt herunter! — Geschieht Euch Nichts! — Wir meinen's ja gut", riefen die Leute durch einander und hielten still, sich bedenkend, ob sie nicht lieber den Rückzug antreten sollten, um den Irrsinnigen nicht in noch größere Angst zu jagen. Doch dieser rang noch immer in verzweifelter Anstrengung, die Dachluke zu erreichen.

Plötzlich gelang es ihm, sofort aber hörte man ihn auch schon über das abschüssige Dach herunterrollen und herabstürzen.

Ein Schrei und Alles war still.

Die unten Zurückgebliebenen waren zuerst auf der Stelle des Unheils. Seitwärts im Hofe lag der Unglückliche. Er war mit dem Schädel auf ein Wagenrad gefallen und hatte diesen zerschmettert.

Es war Philipp Stropp. Sein böses, schwer beladenes Gewissen hatte ihn gerichtet, nachdem es zuvor

seinen Verstand, diese wirkliche Fundgrube der Arglist, zerrüttet hatte.

Die irdische Justiz hatte ihn nicht erreicht, aber er hatte, ehe ihm der Tod bescheert worden war, Qualen ausgestanden, gegen welche gehalten die Seelenleiden des zur Richtstätte geführten Verbrechers kaum martervoller, jedenfalls kürzer sind.

Achtes Kapitel.

Führt den Leser wieder nach Kraßnitz.

Von dem Dache des Grafenschlosses von Kraßnitz flatterte endlich einmal wieder die weiß-rothe Fahne. Die „Herrschaft", die gewöhnlich erst im Spätsommer zu erscheinen pflegte, war diesmal schon im Frühjahr gekommen, als die wiedererwachte Natur die Wälder, Wiesen und Felder mit ihrem saftigsten Grün und ihren duftigsten Blüthen geschmückt hatte. Nach langem Zwischenraume, innerhalb dessen sowohl die Völker, als die einzelnen Familien von entscheidenden Schicksalen heimgesucht worden waren, kehrt unsere Erzählung wieder auf den Boden zurück, aus welchem sie hervorgekeimt und bis auf ihren gegenwärtigen Höhepunkt gewachsen ist. Die Thatsachen, welche sich hier voll-

zogen, haben einen langen Lauf von Wirkungen gehabt und inzwischen die inneren Verhältnisse der betheiligten Häuser vollständig — leider zu ihrem Nachtheile — umgestaltet. Welche Kette von Dingen, seitdem der Flüchtling bei der Einsiedlerklause erschien! Die Zeit hat Klüfte überbrückt und neue Abgründe aufgeworfen. Sie hat das Oberste zu unterst gekehrt, Demüthige in die Höhe gebracht und Stolze gedemüthigt, alte Allianzen zerrissen und neue gebildet, sie hat Böse geängstigt und bestraft, leider auch schuldlose Herzen gebrochen. So spielt das Leben!

Die Mühle, welche einst unter der gewissenhaften Leitung eines einfachen, aber biedern Mannes die Bedürfnisse der Umgegend seit alter Zeit her deckte, ist wie vom Erdboden weggeblasen, und an ihrer Stelle steht ein pomphaftes Gebäude von fremdartig anwehender Eleganz, welches ein Gauner errichtet hat, um damit, wie mit einem Lockmittel, das Geld leichtgläubiger Leute herauszuschwindeln. Ein Spielhaus hätte nicht mehr Gewinnsüchtige angezogen und Opfer gefordert. Die Wohnung des alten Scheppkes ist ebenso verschwunden, und hat einem großen Etablissement mit dampfenden Essen Platz gemacht, aus welchem bei

Tag und Nacht die Taktschläge arbeitender Maschinen dröhnen. Die Idylle von ehedem ist nicht mehr da — eine ganze neue Arbeiterbevölkerung hat sich gebildet. Und was das Grafenschloß anbelangt — das Grafenschloß selbst hat zwar seine äußere Gestalt nicht verändert, aber desto größer, desto schrecklicher sind die inneren Revolutionen, welche den einst so stolzen Besitzer und dessen schöne Tochter ereilt!

Der Graf, zu einem gewöhnlichen Privatmann herabgesunken, hatte, er, der für die Macht allein lebte, alle Macht verloren, und auf der einzigen Stelle, auf welcher die Eisrinde, die sein Gemüth umhüllte, zu durchbrechen war, eine schwere Wunde nach der andern davongetragen, bis er zu dem Punkt gelangt war, nicht nur die Liebe seiner Tochter, sondern auch diese selbst dahinschwinden zu sehen.

Das Krankenlager, welches Cornelia in Venedig zu überstehen hatte, war ein sehr schweres gewesen und der Tod hatte es gar oft mit deutlich rauschenden Fittichen umschwebt, ohne doch zuletzt den Raub gewagt zu haben. Das Mädchen raffte sich wieder empor, die Jugendkraft schien gesiegt zu haben und die Hoffnung war gegeben, daß ihre Gesundheit

wieder aufblühen und sich befestigen werde. Allein die Reconvalescenz wollte keine rechten Fortschritte machen. Eine tiefe Erschöpfung war zurückgeblieben; wenn auch das leidende Aussehen sich etwas günstiger gestaltete, die Wangen wollten sich nicht mehr röthen, außer in Momenten fieberhafter Erregung, die sonst so zart erblühende Gestalt zehrte mehr und mehr ab, die Cornelia von ehedem war für immer dahin.

Der Mai war herangekommen und hatte sich in der Lagunenstadt durch die heißen Südwinde äußerst fühlbar gemacht. Da hatten denn die Aerzte darauf gedrungen, daß Cornelia diesen ungünstigen climatischen Verhältnissen entzogen werde. Alle kamen in der Ansicht überein, daß die frischere Luft des deutschen Frühlings den Nerven der jungen Gräfin zuträglicher sein werde.

Der Graf hatte nur den Wünschen der Kranken nachgegeben, als er sich für den Aufenthalt in Kraßnitz entschied, denn, da er den innigen Zusammenhang ihres körperlichen Leidens mit ihrem seelischen am besten kannte, fürchtete er den Ort, die Wiege ihrer unglückseligen Liebe, eben so sehr, als er sich andererseits von einem Landaufenthalt beruhigende Wirkungen auf

das Gemüth seiner Tochter versprach. Seit ihrer Erkrankung hatte er schwere Zeiten durchgemacht und der Kummer hatte sich, da sein Haar kaum mehr zu bleichen war, mit tiefgehenden Furchen auf seinem bisher glatten Gesichte, gleichsam als unvergängliche Erinnerung festgesetzt.

Seit dem Einzug in Kraßnitz hatte sich das schönste Frühlingswetter eingestellt und ein schöner Tag war dem andern in ununterbrochener Reihe gefolgt. Von Seite der Natur waren soweit alle Bedingungen einer raschen Wiederherstellung der Kranken geboten; trotzdem schien das Gegentheil zu geschehen, denn es war nicht zu läugnen, daß Cornelia's Schwäche bis an die Hinfälligkeit reichte. Ein schweres Uebel, welches dem Arzte lange Zeit seine Symptome zu verbergen bemüht war, wühlte in der Tiefe des jugendlichen Organismus unausgesetzt fort und es ließ sich endlich kaum für ein Laienauge verkennen, daß diese Zustände einem trostlosen Ausgange entgegenführen müßten.

Cornelia hatte in der ersten Zeit bis zur Einsiedlerklause gehen können, dann hatte sie sich eines kleinen, mit einem Pony bespannten Wagens bedient; jetzt war sie so schwach geworden, daß sie nicht ohne Anstrengung

ein paar mal im Zimmer auf und abgehen konnte. Endlich gar war sie gezwungen, das Bett zu hüten. Gänzliche Erschöpfung und fieberische Aufregung folgten einander in unheimlichem Wechsel und es gab Niemand im Schlosse mehr, welcher ihrem Krankenlager genaht war, ohne die letzte Hoffnung dort zurückzulassen.

Cornelia ertrug ihre körperlichen Leiden mit einer bewundernswürdigen Geduld. Die Sanftmuth, die ihr von jeher eigen, schien sich verdoppelt zu haben, wie wenn die Mühen, welche sie bei Nacht und Tag ihrer Umgebung verursachte, durch erhöhte Rücksichtnahme belohnt werden sollten. Sie klagte selten und wenn es geschah, so lag nichts Persönliches in ihrer Klage; sie wollte fast nur die Erscheinungen ihrer Krankheit den Andern einfach signalisiren. Während die Umstehenden, auf das Schlimmste gefaßt, sie mit der Trostlosigkeit eines blutenden Herzens anblickten, war sie, der Mittelpunkt aller Besorgnisse, vollkommen ruhig und ließ Bemerkungen und Worte fallen, welche immer auf's neue bestätigten, daß ihre innere Gedankenwelt von den Schrecken ihres Krankenlagers noch unberührt geblieben sei. Von diesem Widerspruch getäuscht, ge-

rieth die Umgebung oft in Streit unter sich, ob der Zustand der Kranken wirklich so bedenkenerregend sei oder ob man sich nicht etwa die äußerste Gefahr nur selbst einbilde und die vorhandenen Anzeichen übertreibe. Dennoch war die Haltung Cornelia's so wenig räthselhaft, daß nur Derjenige darüber im Unklaren sein konnte, dem ein Blick in ihr Inneres versagt war. Tiefinnen in ihrer Brust lebte eine mächtige Erinnerung ungeschwächt fort. Die Liebe trug ihre Gedanken hoch über das Krankenbett hinaus und gestattete ihr, in einer der traurigen Wirklichkeit fernen Welt zu verkehren. Eine stille, schöne Erregung strömte ein Licht aus, vor welchem die finstern Schatten der Lage unsichtbar waren. Wie in einer Sinneserhöhung der unerträglichste Schmerz gemildert oder vergessen werden kann, so hatte auch ihre Leidenschaft die Gabe, sich über die Abgründe, die vor ihr geöffnet waren, hinauszuschwingen und sich auf ideellen Höhen niederzulassen, auf welchen physischer Schmerz und materielle Lebensnoth nicht vorhanden waren. Fühlte sie ja eine Qual, so kam sie nur von dieser Seite und diese fühlte sie allerdings oft, denn das Schicksal ihrer Liebe war düster genug, um ihren Geist zu

beugen. Aber nicht die vertrauerte Jugend und das gebrochene Herzensglück waren der Gegenstand ihrer schmerzlichen Betrachtungen; sie hatte dabei nur Bruno vor Augen, dem sie Unglück um Unglück gebracht zu haben glaubte. Gleichsam von allem irdischen Verlangen befreit, betete sie nur für Bruno. Er möge sie lieber vergessen, als eine Flamme fortnähren, welche zuletzt doch von den unerbittlichen Vorurtheilen ihres Vaters ausgelöscht werden würde.

Der Graf hatte Cornelien, bald nach ihrer Reconvalescenz in Venedig seine Unterredung mit Bruno mitgetheilt. Wie zu erwarten stand, geschah es zu demselben Zweck in der arglistigen Weise, in welcher er auch Bruno zu einer freiwilligen Resignation zu überreden verstanden hatte. In Cornelia's Brust war, wie schon angedeutet worden ist, in Bezug auf die Beurtheilung ihres Vaters eine große Veränderung vorgegangen. Er stand, aller liebenswürdigen Eigenschaften entkleidet, als ein harter, tückischer und gewaltsamer Mann vor ihr. Da der Riß einmal da war, hatte er sich rasch erweitert und sie betrachtete ihn eher als Einen, vor dem man sich hüten, als Einen, zu dem man Vertrauen hegen und auf den man Hoffnung setzen

darf. Sie glaubte ihm nichts mehr. In Folge seiner Mittheilungen nahm sie zwar an, daß Bruno, von einer, der ihrigen ähnlichen Entmuthigung befallen, den unbezwingbaren Umständen gewichen sei und seinen Rücktritt erklärt haben könne, aber sie hielt auch dabei die mißtrauische Ansicht fest, daß Gewaltmittel angewendet oder in Aussicht gestellt worden seien.

Die Lage des Grafen war, seiner Tochter gegenüber, die schrecklichste, die sich denken läßt. Er lebte nur noch für Cornelia, er liebte sie mehr als je. Auf einer Seite sah er das einzige Herz, an welchem das seinige hing, gegen ihn erkalten, sich einem Gefühl nähern, von welchem es zweifelhaft war, ob mehr Haß oder mehr Verachtung darin enthalten, auf der anderen Seite sah er das halboffene Grab, welches sein einziges Kind aufnehmen wollte. Bei dem finsteren Horizont, der seine übrigen Verhältnisse umgab und drückte, war er von dem Gefühl seines häuslichen Unglücks tief gebeugt und selbst nicht viel besser, als ein herumwandelnder Kranker. Er sah furchtbar gealtert aus; ein nervöses Beben der Hände hatte sich bei ihm eingestellt, sein blasses, eingesunkenes, verstörtes Gesicht zeugte von tiefer Zerrüttung. Ruhelos trieb es ihn

umher. Er war für Alles vergeßlich geworden, außer für das, was Cornelia betraf. Jede Stunde bei Tag und Nacht mußte er sehen, wie es am Krankenlager seiner Tochter gehe. Dagegen bohrte es wie Nadeln in sein Herz hinein, daß Cornelia niemals nach ihm fragte, nie seinen Besuch verlangte und niemals wie sonst die Erfüllung des geringfügigsten Wunsches von ihm begehrte. Es war soweit gekommen, daß er oft umkehrte, wenn er an der Thür lauschend ihre Stimme vernahm. Es war, als fürchte er, daß ihre stummen, verschwiegenen Vorwürfe, die ihm so unerträglich waren, endlich zum lauten Ausbruch kommen könnten.

Er fürchtete ihre wachen Augen. Sobald er jedoch erfahren hatte, daß sie schlummere, ging er jedesmal sogleich zu ihr hinein, leise, leise auf den Zehen, und wich, ob es ihm auch eine ganze Nacht kostete und der Arzt ihm selbst Ruhe anempfahl, nicht von ihrer Seite.

Der erkrankte Organismus träumt weit lebendigere Träume, als der gesunde. Cornelia redete, seit ihrer Erkrankung, oft und viel im Schlafe. Es waren nur kurze Sätze, ein paar Worte, aber die Empfindungen, welche sie wachend so sorgfältig zu verbergen gewohnt

war, machten sich darin Luft. Der Graf hatte betrübende Dinge anzuhören. Er überzeugte sich, mit welcher Consequenz seine Tochter, wiewohl unbewußt, sein Benehmen gegen sie beurtheilte.

Wie nun einmal die Sachen standen, entschloß sich der Graf zu einem Schritte, der ihm vor ein paar Wochen noch undenkbar geschienen hätte — er schrieb an Bruno, ihn von Cornelia's Zustande in Kenntniß setzend, und ersuchte ihn baldmöglichst in Kraßnitz zu erscheinen. Frau Hassenfeld wurde beauftragt, Cornelia auf diesen Besuch, wie auf eine ihr von ihrem Vater im Stillen zugedachte Ueberraschung allmälig vorzubereiten.

Es war um die Zeit der Morgendämmerung. Das Flämmchen der Nachtlampe war eben erloschen. In Cornelia's Schlafzimmer herrschte Stille und Dunkelheit. Sie selbst lag in tiefem Schlafe. Neben ihr saß Frau Hassenfeld, welche der Graf schon vor längerer Zeit seiner Tochter zur Gesellschaft und Pflege wieder gewonnen hatte.

Frau Hassenfeld war aufgestanden und zog ein Rouleau auf, daß der Strahl der Morgensonne herein

falle, und beobachtete mit schmerzlicher Theilnahme die unregelmäßigen und raschen Athemzüge der Kranken.

Bald darauf hatte sich Cornelia ermuntert und die Freundin neben sich bemerkend, fragte sie mit schwacher Stimme:

„Sind Sie es?"

„Ich bin's, liebes Kind", lautete die Antwort. „Wie ist Ihnen? Fühlen Sie sich wohler?"

„Ja, meine Liebe", sprach Cornelia, „mein Kopf ist leichter, ich athme mit minderer Beschwer. Ich habe eben einen so lebhaften Traum gehabt — eigentlich, es war kein Traum —"

„Sein Sie ruhig", fiel Frau Hassenfeld, die blassen Händchen der Kranken sanft fassend in's Wort. „Vor Allem suchen Sie Muth zu gewinnen. Die Krankheit wird vorübergehen, Sie werden wieder gesund und rüstig wie ehemals werden. Gott ist gütig. Ihr Leiden wird das Gute gehabt haben, den Widerstand Ihres Vaters zu brechen."

„Sie glauben das?" fragte Cornelia, ungläubig und doch auf die Antwort gespannt.

„Man muß es glauben," sagte Frau Hassenfeld. „Aus welchem Grunde hätte er Bruno geschrieben, sogleich hieher

zu kommen? Dieser Schritt ist Ihrem Vater nicht leicht gefallen. Wir kennen ihn Beide. Es ist ein bedeutungsvoller Schritt."

„Warum aber kömmt Bruno nicht?" entgegnete Cornelia. „Welcher Tag ist heute? Der dritte Juni. Der Vater will am siebenundzwanzigsten Mai geschrieben haben...." Sie begann an den Fingern zu zählen. „Bruno könnte schon seit zwei oder drei Tagen hier sein."

„Vielleicht", gab Frau Hassenfeld zur Antwort, „hat ihn der Brief nicht gleich getroffen und ist ihm irgendwohin nachgeschickt worden."

„Möglich, möglich", murmelte die Kranke und versank in Nachdenken, wieder an den Fingern die Tage zählend. Endlich sagte sie lebhaft:

„Denn das glaube ich doch, daß Bruno kommen würde oder schon gekommen wäre, wenn ihm des Vaters Brief zugekommen. Auch, wenn es keinen anderen Zweck haben sollte, als mich noch einmal zu sehn. Nicht wahr?"

„O, gewiß!" beruhigte sie die Freundin.

„Doch — was reden wir mit solchem Ernst darüber!" rief Cornelia lauter. „Er hat wohl nur zu

einem wohlfeilen Trostmittel gegriffen, um meine Stimmung zu verbessern. Er hat ihm wohl gar nicht geschrieben — hat gar nicht daran gedacht —"

„Sie gehn zu weit —" unterbrach sie Frau Hassenfeld.

„O, ich kenne meinen Vater", fuhr die Kranke fort. „Ich habe ihn kennen gelernt. Wider meinen Willen. Mein Gefühl sträubte sich dagegen Dies und Jenes zu glauben — aber endlich — endlich sind mir doch die Augen aufgegangen. Geben Sie Acht, ob ich nicht auch diesmal Recht habe. Wir werden Bruno vielleicht noch diese ganze Woche erwarten, endlich wird meinem Vater die Geduld reißen und er wird mir durch Sie wieder die Versicherung zugehen lassen, daß noch einmal und noch dringlicher geschrieben worden ist. Wir sind viel zu leichtgläubig, liebe Hassenfeld —"

Corneliens Kopf fiel, wie von einer neuen, schweren Last niedergedrückt, auf's Kissen und ernst, nachdenklich, ja beinahe unheimlich finster blickten ihre Augen auf einen Punkt. In dieser Stellung blieb sie schweigend lange Zeit, es war kein Wort aus ihr herauszubringen.

Draußen leuchtete der laue, milde Junimorgen

durch das Fenster herein. Man sah die fernen Berge mit ihren zackigen Conturen amethistblau herüberblicken. Grasmücken und Nachtigallen, die zahlreich in den Hecken am Teiche des Schloßgartens nisteten, sangen ihr Morgenlied. Ein Hänfling, dem Cornelia Futter zu streuen gewohnt war, machte seinen ersten Besuch an der halbangelehnten Jalousie.

Da fuhr Cornelia plötzlich empor, daß Frau Hassenfeld erschreckt herbeisprang, um zu fragen was es gebe.

„Hören Sie nicht Schritte?“ rief Cornelia, sich im Bette aufrichtend. „Wer geht im Nebenzimmer? Oeffnen Sie, öffnen Sie — sehn Sie nach!“

„Es wird einer der Lakaien sein —“

„Nein, nein“, fuhr die Kranke exaltirt fort. „Er ist es — es war mir, als höre ich seinen Schritt —“

Frau Hassenfeld hatte die Thür aufgemacht und hinausgesehn.

„Der Haushofmeister!“ sagte sie. „Wie Sie sich aufregen! Wollen Sie sich selbst umbringen?“

„Schelten Sie mich recht aus“, erwiderte Cornelia in wehmüthigstem Tone. „Ich verdiene es. Nichts glauben und dabei so leichtgläubig zu sein! Ach, liebe

Freundin, jetzt will ich nichts mehr glauben und mich nicht wieder unnöthig aufregen. Ich wollte auch dem Vater nicht zürnen, daß er uns Beide mit einer angenehmen Nachricht zum Besten gehabt hat, wenn ich nur wüßte, daß Bruno gegenwärtig ungefährdet, frei und ferneren Nachstellungen nicht ausgesetzt ist —"

„Woher sollten diese kommen?" fuhr ihr die Hassenfeld in's Wort. „Er ist vollständig frei und am Ende leben wir nicht in Persien oder Japan, wo allerdings Alles möglich ist."

„O, er hat Feinde", sagte Cornelia bedeutsam, „geheimnißvolle Feinde."

„Das sind Uebertreibungen, Einbildungen!" versetzte die Freundin mit Entschiedenheit. „Lieber Engel", fuhr sie eindringlich bittend fort, „peinigen Sie sich nicht mit solchen Gedanken, verscheuchen Sie sie, wenn sie kommen. Sie können nicht gesund werden, wenn Sie sich immerwährend selbstquälerisch auf die Folter spannen! Soll ich nicht lieber Ihren Vater holen, damit Sie Alles aus seinem Munde hören?"

„Nein, nein", rief Cornelia hastig. „Jetzt nicht, jetzt nicht! Lassen Sie mich ruhig. Weisen Sie Jeder-

mann zurück, der eintreten will. Den Arzt, den Vater! Ich will ruhen!"

Sie wandte sich mit dem Gesichte gegen die Wand, ergriff den Kranz von gelben Bernsteinkugeln, der auf dem Tischchen neben ihr lag und ließ ihn langsam durch ihre Finger gleiten.

Besorgt stand Frau Hassenfeld noch eine ganze Weile an ihrer Seite und entfernte sich dann auf den Fußspitzen.

Als sie auf den Corridor heraus kam, sah sie den Grafen im Schlafrocke herannahen. Er war auf dem Wege her, sich nach seiner Tochter zu erkundigen.

„Wie geht's?" fragte er schon von Weitem.

„Immer gleich", gab die Hassenfeld mit ernster Miene zur Antwort. „Leider scheint ihre innere Aufregung immer heftiger zu wachsen. Es ist das verderblichste bei ihrem Zustand! Dagegen helfen calmirende Arzneien wenig. Es wäre besser gewesen, ihr von Bruno's bevorstehender Ankunft keine Sylbe zu sagen, da er seltsamer Weise von Tag zu Tag ausbleibt. Die auf- und niedersteigenden Erwartungen zerwühlen die Arme."

„Seit einiger Zeit", rief der Graf, mit ungewöhn-

licher Heftigkeit mit der Hand gegen die Stirn fahrend, „geht alles, was ich anpacke, schief! Er könnte schon da sein — er kömmt nicht. Sie haben Recht. Die allzufrühe Ankündigung war eine wohlgemeinte Dummheit! Es war Zeit genug, ihr ihn zu melden, wenn er da war. Ich glaube kaum mehr, daß er kommt. Ich zweifle — vielleicht sollte man mit einer klugen Wendung —"

„Haben Sie wirklich so dringend an ihn geschrieben?" fragte die Hassenfeld mit einen Blick des Mißtrauens.

„Ich denke wohl nicht", sagte der Graf, ihre Gedanken errathend, „daß Sie daran zu zweifeln wagen? Wenn ich Sie gebeten habe, ihr seine Ankunft anzukündigen, so ist anzunehmen, daß ich ihm in einer Form geschrieben, welcher zu Folge er nicht ausbleiben kann. Geschrieben habe ich — herzaubern kann ich ihn nicht —" fügte er desperat hinzu.

„Doch muß da Etwas geschehen —"

„Geben Sie mir einen Rath —"

„Ich weiß keinen!"

„Ihm noch einmal schreiben? Indessen reibt sie

sich auf! O mein Gott!“ Er schlug die Hand auf seine Augen.

„Es ist doppelt fatal“, sagte Frau Hassenfeld nach einer Pause. „Wenn es nicht zutrifft, was wird mir Cornelia glauben? Und am Ende auch Ihnen .....“

„Hat Sie an meinen Worten schon gezweifelt?“ fragte der Graf zum ersten Mal offen heraus, denn die zarte Wendung der Frau Hassenfeld war deutlich genug.

„Halb und halb!“ lautete die Antwort.

„Traurig! Traurig!“

„Was wollen wir also thun?“

„Das muß überlegt werden. Vorerst bleibt nichts übrig, als sie zu trösten — hinzuhalten — ich will zu ihr sehen —“

Sie gingen auseinander.

Während hier über Bruno gesprochen wurde, war dieser bereits in Kraßnitz und lag in demselben Wirthshause und in derselben Stube, wo er vor ein paar Jahren eine so schreckliche Nacht verwacht hatte, im festen Schlafe. Der Brief des Grafen war ihm auf seinem Gute in Ungarn verspätet zugekommen — es war eigenthümlich, daß Briefe an Bruno's Adresse

immer langsamer als andere liefen — und ohne eine Minute zu verlieren war er nach Wien, von Wien nach Prag, von Prag weiter gedampft.

Unaussprechlich an allen Lebensnerven zehrende Gefühle hatten während diesen dritthalb Reisetagen Bruno's Brust durchwogt. Der Brief des Grafen — wie oft wurde er hervorgezogen! — war merkwürdig kurz. Cornelia's Gesundheitszustand gebe zu den ärgsten Befürchtungen Anlaß, er, Thieboldsegg, hoffe indeß noch eine günstige Einwirkung von einem Besuche Dessen, zu dem die Kranke stets noch eine geheime Sehnsucht ziehe. Er zweifle nicht, daß Bruno u. s. w. Der Rest war conventionell. Warum kein Wort von ihr? Weil der Vater eine Ueberraschung der Kranken bezweckte, oder — weil sie die Feder selbst nicht mehr halten konnte? Dieser Gedanke war lähmend, war gar zu schrecklich! Sollte Cornelia wirklich aufgegeben sein und er nur an das Bett einer Sterbenden treten? Sollte er das Grab seiner Liebe dort sehen, wo deren Wiege war? O! wenn gütige Sterne doch noch Alles zum Guten führten! Wenn Liebe, wenn Glück, Wiedersehn, gewährter Besitz für's Leben eine heilende Kraft bewährten! Sollte es denn

nur in Büchern der Dichtung geschehn, daß Liebe als Arzt auftritt und Heilung mitbringt? „Neues Leben!“ Was liegt alles in dem Worte! Ringsum stand die erwachte Natur — sollten sich ihre Lebensgeister nicht auch aufraffen können! Doch nein, rief eine innere Stimme ihm zu, sie ist aufgegeben! Hoffnung ist Thorheit! Der Graf ist eiskalt, ein Tyrann bis zum Ende. Sein Brief ist das ärgste Bülletin. Er schickt um dich, weil er damit nichts mehr wagt. Er giebt sie Dir, da sie nur noch eine Sterbende ist. Du kömmst wie der Priester — das Zimmer riecht nach Moschus und die Kerzen brennen vor dem Crucifixe!“

Es waren schreckliche, zehrende, lähmende Gedanken. Draußen flogen Stadt und Weiler, Kirchhof und Wald, See und Busch vorüber, die Station wurde ausgerufen, Leute stiegen ein und aus, alles war Bruno gleichgültig, sein Auge zählte von früh bis spät die Nummern an den Bahnwärterhäusern. Und wenn endlich die Nacht kam, da konnte er stundenlang und stundenlang in die Dunkelheit hinaussehn, die Uhr in der Hand, controllirend, ob sich der Zug nicht verspäte, bis der rothe Streif im Osten wuchs und die erschöpfte Natur ihr Stündchen Schlaf forderte.

Der dritte Reisetag war da. Nun war noch eine Strecke im Wagen zurückzulegen. Welch' peinliches Hinderniß! Eines Manövres wegen, das in der Nähe stattgefunden hatte, waren alle Pferde aus der Umgegend zu Vorspanndiensten requirirt und Alles, was einem Gefährt ähnlich war, aufgeboten worden, die Officiere zu den benachbarten Garnisonen zurückzuführen. Ein halber Tag ging verloren und um das Unglück vollzumachen, ließ sich jetzt nicht einmal in die Richtung von Kraßnitz telegraphiren.

Endlich war doch das Ziel erreicht. Dort im silbergrauen Dämmerlicht, das der untergegangene Mond zurückgelassen, lag das bescheidene Städchen, das in Bruno's Leben eine so große Rolle gespielt. Hier blickte die Kirchthurmspitze hervor, dort das Schloß. Es war spät nach Mitternacht. Nun passirte der Wagen die Nepomukbrücke. Welche Erinnerungen! Unwillkürlich warf Bruno einen Blick in die Weidenbüsche, wo einst Julius Werner's Leiche aus dem Wasser hervorgesehn. Nun humpelt der Wagen über das holprige Pflaster. Jenes weit hervorspringende Haus muß das Haus des Apothekers Meinhardt sein, aus dem die nächtlich wachende Mutter Bruno's selt-

samen Doppelgänger mit der geheimnißvollen Last auf dem Rücken gesehn haben wollte. So ist's: das Wort „Apotheke" ist noch über der Thüre zu lesen. Dort — jene schmale Gasse war er geängstigt, wie ein gehetztes Wild hinabgegangen.... Es war ein langer und finsterer Zug von Thatsachen, welche hier an seinem Geiste vorüberdefilirten, aber es waren nur Schattenbilder und Traumeserscheinungen neben der neuesten Katastrophe, welche den Vordergrund seines Denkens ausfüllte und durch das Räthselhafte ihres Ausganges am ängstlichsten wirkte.

Der Postillon hatte gehalten und fragte, in welchem Gasthofe der Reisende absteigen wolle. Der Wagen befand sich vor dem Wirthshause „zur Kugel." Warum sollte Bruno nicht hier bleiben? Die Glocke wurde gezogen, der Hausknecht von ehemals öffnete, verschlafen wie damals und ohne sich den Reisenden anzusehen, der ihm einst wiederholte Verhöre gekostet, die Kellnerin wurde geweckt — auch noch dasselbe alte Weib — und sperrte Bruno dieselbe Stube auf, welche er einst in einer großen, aber schwerlich größeren Aufregung, als seine jetzige war, betreten hatte.

Hier in Kraßnitz, auf dem Orte, wo die Fäden

seines bedeutsamen Lebensschicksales zusammenliefen, war an Nachtruhe nicht zu denken, wie ermüdet, geistig und körperlich angegriffen er sich auch fühlte. Er hatte seinen Shawl über das Bett gebreitet und sich hingelegt, um nur die Glieder ruhen zu lassen, die in Folge der anstrengenden, in kürzestem Zeitraume beendigten Reise wie gerädert waren.

Die Sonne begann bereits über die östlichen Waldhügel emporzusteigen, als Bruno plötzlich einschlief und beinahe wider Willen der Natur den Zoll entrichtete. Es war halb Neun, als er wieder erwachte und rasch aus dem Bette sprang. Es war sein Wunsch, so bald als möglich im Schlosse zu erscheinen, und er suchte seine unfreiwillige Verspätung mit der größten Eile gut zu machen, indem er sich zum Ausgehen ankleidete.

Schon war er im Begriffe, fortzugehen, als an seine Thür geklopft wurde und ein Gerichtsdiener eintrat.

„Sind Sie Herr Bruno Haldenried?“ fragte dieser ohne viel Umstände.

„Ich bin es“, war die Antwort. „Was wollen Sie?“

„Ich muß Ihren Paß sehen."

Bruno reichte seinen Paß ungeduldig, aber stumm hin, um nicht durch unnütze Worte noch mehr Zeit zu verlieren.

Nachdem der Diener der Gerechtigkeit die Legitimation mit gierigen Augen gemustert und gründlich studiert hatte, steckte er sie in seine Brusttasche und sagte:

„Sie haben sofort auf der Bezirkshauptmannschaft zu erscheinen."

„Ich?" rief Bruno verwundert. „Sie haben meinen Paß. Ich habe dort Nichts zu thun."

„Das kann ich nicht beurtheilen", entgegnete Jener achselzuckend. „Ich habe Ihnen die Aufforderung mitgetheilt und rathe Ihnen, sich nicht zu widersetzen."

Bruno, der wohl wußte, daß der Polizeigewalt gegenüber aller Heroismus lächerlich sei, sagte, mit einem Seufzer seinen Gefühlen Luft machend:

„Wenn es sein muß, so soll es sein. Ist es weit hin?"

„Nein!"

Die Bezirkshauptmannschaft war bald erreicht,

Bruno wurde in eine Gerichtsstube im oberen Stockwerk geführt. Es war eine Art desolaten Vorzimmers, in welchem eine kümmerliche Erscheinung, wahrscheinlich die eines Tagschreibers, vor einem Stehpult stand und sehr hastig mit der Feder kritzelte, ohne Anfangs von dem Eingetretenen Notiz zu nehmen, damit der Fluß hochkostbarer Ideen nicht voreilig unterbrochen werde. Endlich wandte der Mann sich mürrisch um und zeigte mit der breitfahnigen Feder auf die rechte Seitenthüre.

Bruno kam ungesäumt diesem Winke nach.

Eingetreten, sah er auf den ersten Blick, daß er sich vor dem Chef befinde; denn die ältliche, hagere, knochige Gestalt mit dem verwitterten Gesichte, welche in dem weiten, mit einem gewissen Comfort eingerichteten Gemache vor einem mit Akten bedeckten Sekretär, im Schlafrocke, eine Pfeife im Munde, lesend dasaß, konnte nur die des Herrn vom Hause sein. Doch auch dieser ließ sich in seiner Gemächlichkeit durch das Erscheinen des Vorgeladenen nicht stören und las, seine Rauchwolken sanft vor sich hinblasend, ein Aktenstück, das er in der Hand hielt, ruhig weiter.

Der Boden brannte Bruno vor Ungeduld unter

den Füßen. Er konnte nicht länger an sich halten und sagte:

„Ich bin vorgeladen worden. Ich bitte daher —“

„Sie werden schon an die Reihe kommen —“ unterbrach ihn der Bureauchef in impertinentem Tone, indem er mit einer grimassirenden Lebhaftigkeit einen giftigen Seitenblick nach Bruno schoß.

Nach diesem Empfang konnte Bruno zur Einsicht kommen, daß an diesem vor ihm sitzenden Manne die Morgenpfeife das einzige Gemüthliche sei, und er zog es vor, zu schweigen und zu warten, um nicht mit einer Autorität, die sich so fühlbar machte, in einen ungleichen Kampf zu gerathen.

Endlich hatte der unliebenswürdige Herr vom Hause seine Akten und seine Pfeife zu Ende gebracht. Die lange, hagere, ruinenhafte Gestalt Cölestin's Freiherrn von Rack stellte sich Bruno in einer achtunggebietenden Entfernung gegenüber.

Eine kleine Pause trat ein, während welcher der ehemalige Flüchtling, dessen geheime Existenz der Freiherr im alten Schlosse in seinem ahnungsvollen Gemüthe empfunden, mit astronomischem Scharfsinn herausgerechnet und à priori bewiesen, dann aber

wieder mit eben so viel Ingrimm als Genie zu vernichten gestrebt hatte — von Kopf zu Fuß gemessen wurde. Es lag dabei in den Augen des Freiherrn der Ausdruck eines intensiven Interesses, etwas von dem scharfen, jedes Merkmal studierenden Ernste eines Naturforschers, der unerwartet ein seltenes Object zoologischer oder paläontologischer Forschung, das er bisher nur aus Bildern kennt, leibhaftig vor sich sieht.

Bruno, der dem finstern Bureaukraten zum ersten Mal gegenüber stand, hatte keine Ahnung, daß er einen geheimen und in seine Verhältnisse tief eingeweihten Bekannten vor sich habe, einen Mann, der seiner Existenz hundert und hundert Stunden forschender Combination geschenkt. Er betrachtete daher mit einem blos halben Interesse eine Physiognomie, deren Gesichtszüge die höchste Entwickelung pessimistischen Mißtrauens und polizeiwissenschaftlichen Scharfsinns darstellten und deren ruhelos hin- und herschießende Augen beständig nach Verbrechen zu fahnden schienen.

„Sie sind heute Nachts hier angekommen?“ hob Herr von Rack an. „Wie lange beabsichtigen Sie sich hier aufzuhalten?“

„Das hängt nicht von mir, sondern von den

Umständen ab", gab Bruno gelassen zur Antwort.

„Eine solche Antwort", fuhr ihn Freiherr von Rack wild an, „können Sie im Caffeehause einem naseweisen, unberufenen Frager, der Ihr Kamerad ist, ertheilen; hier, in meiner Gegenwart, muß ich mir eine andere, eine präcise Antwort erbitten!"

„Ich kann mich dennoch nicht bestimmter aussprechen", erwiderte Bruno mit fester Stimme. „Uebrigens kann es bei der Beschaffenheit meiner Legitimation gleichgültig sein, wie lange ich Lust zu bleiben habe."

„Sie irren!" versetzte Herr von Rack scharf. „Ihr Paß giebt Ihnen die Erlaubniß zu reisen, nicht aber, Ihr Standquartier beliebig hier und dort aufzuschlagen. Sie haben mir den Zweck zu nennen, der Ihren Aufenthalt hier nothwendig macht."

„Ich habe keinen Zweck, denn einen Besuch kann ich nicht so nennen."

„Wen besuchen Sie hier?" fragte der Bezirkshauptmann mit aufblitzenden Augen, wie wenn er einem Complott auf die Spur zu kommen hoffte.

„Den Grafen von Thieboldsegg."



„So! Hm! Hm!“ sprach Herr von Rack, auf den der Name Eindruck gemacht hatte. „Können Sie sich mit einem Schriftstück, einem Briefe u. s. w. darüber legitimiren?“

„Das kann ich“, versetzte Bruno, „werde es aber nicht thun. Ich wäre vielmehr gezwungen, falls Sie auf Ihr Verlangen, so ein Schriftstück zu sehn, beharrten, hierin weniger die Handhabung einer gesetzlichen Vorschrift, als einen Akt der Neugier zu erblicken.“

Herr von Rack kniff die Lippen bösartig zusammen, dann sagte er:

„Ihre Vergangenheit erlaubt Fragen dieser Art. Sie sollten sich am wenigsten wundern, daß Ihnen eine Behörde nicht mit Vertrauen entgegen kommt. Erwarten Sie meine Entschließung im Vorzimmer.“

Während Bruno that, wie ihm geheißen worden war, sandte der Bezirkshauptmann einen Mann an den Grafen ab, um von diesem die Bestätigung der gemachten Angabe zu erfahren. Hierauf stellte er sich an ein Fenster, welches die Aussicht nach dem zum Schlosse hinaufführenden Wege gewährte, und erwartete den Boten, während er sich den Kopf zerbrach, was der Graf mit diesem compromittirten Menschen

gemein haben könne. Bald darauf sah er eine gräf-
liche Equipage sich eiligst von der Anhöhe herabbewegen
und im scharfen Trabe auf die Bezirkshauptmannschaft
zufahren, wo sie auch wirklich stehen blieb. Die Equi-
page war leer. Der Bediente war herabgesprungen
und hielt den Schlag offen. Es war kein Zweifel,
daß Bruno die Wahrheit gesprochen habe und vom
Grafen erwartet werde.

Freiherr von Rack, der nicht erwartet hätte, daß
Bruno's Legitimirung über den Zweck seines Aufent-
haltes so glänzend ausfallen werde, begab sich kopf-
schüttelnd in's Vorzimmer.

„Herr Haldenried", sagte er in weit milderem Tone,
„ich habe Ihre Papiere eingesehen und finde mich be-
wogen, Ihnen vorläufig einen auf acht Tage lautenden
Aufenthaltsschein zu ertheilen. Nach abgelaufener
Frist —" seine Stimme wurde noch weit milder,
„steht der ferneren Erstreckung derselben Nichts im
Wege. Sie haben es einfach anzuzeigen — ohne sich
persönlich bemühen zu müssen."

Seine Stimme hatte, indem er die letzten Worte
aussprach, beinahe etwas Melodiöses.

Unmittelbar darauf braus'te Bruno im Wagen des Grafen nach dem Schlosse hinauf.

Die Anfrage des Gerichtsboten hatte sowohl den Grafen, als Frau Hassenfeld, die er sofort unterrichtet, in Bewegung gebracht. Die Letztere hatte es über sich genommen, die Kranke auf den ihr bevorstehenden Besuch Bruno's vorzubereiten.

Als Frau Hassenfeld in das Krankenzimmer trat, lag Cornelia still, mit geschlossenen Augen, wie wenn sie schlummre und dennoch schlaflos, im Bette. Die Morgensonne fiel durch die Scheiben und warf ein paar helle Streifen auf die weißseidene Bettdecke, welche bis an den Hals der Kranken hinaufgezogen war und deren fieberhafte Athembewegung verrieth. Das herrliche, blonde volle Haar hatte sich auf dem Kissen aufgeringelt, einer der lilienweißen, aber schmächtig gewordenen Arme hing ermattet nieder, auf beiden Wangen zeigte sich eine tiefe, krankhafte Röthe.

Frau Hassenfeld, in der Annahme, daß Cornelia schlafe, setzte sich leise an's Bett. Eine Zeitlang war Alles tief still.

Unverhofft rührte sich die Kranke.

„Ich schlafe schon seit lange und lange nicht mehr",

sagte sie, „aber der Traum, den ich gehabt, liegt mir noch in allen Gliedern. Welch' ein Unsinn vermag doch den Menschen im Schlafe zu ängstigen!"

„Lassen Sie hören", sagte die Freundin, „was Ihnen geträumt hat!"

„Ich eilte", erzählte Cornelia, „durch eine wilde Gegend, die gar kein Ende nehmen wollte. Ringsum war Alles still, tief unten am Himmel stand ein Ungewitter, es wurde immer finsterer, vom Wege war keine Spur zu sehen, ich wußte nicht, wo ich sei und wo ich hinstürme! Gerne wäre ich irgendwo hingefallen, um zu rasten und wieder zu Athem zu kommen; allein ich konnte nicht, denn hinter mir liefen zwei Rappen, welche einen leeren, herrenlosen Wagen von dunklem Marmor oder Serpentin zogen, immerfort einher. Die Pferde waren glänzend schwarz und von riesiger Größe, doch ihre Augen waren nicht nur die Augen kluger Thiere, sondern sie hatten etwas Menschliches, wenn nicht Geisterhaftes, und das Gewieher, welches sie von Zeit zu Zeit ausstießen, klang wie Hohngelächter und teuflische Schadenfreude, daß ich mich vor ihnen so ängstige. Lief ich seitwärts, so folgten sie mir, sprang ich in's Dickicht hinein, so

rauschten sie desto wilder daher. Endlich waren sie so dicht hinter mir, daß ich mich umsah, wie schnell mich denn schon ihre Hufe niederrennen würden. Da machten die Rappen plötzlich eine rasche Schwenkung und standen still, wie wenn sie mich aufforderten, den Wagen zu besteigen und sie zu lenken. Ich hielt es für das Beste, mich auf den Wagen hinaufzuschwingen, und nachdem ich die Zügel ergriffen, ging es rasch, aber gefahrlos weiter, wiewohl ich fühlte, daß meine Arme zu schwach seien, solche Ungeheuer von Pferden zu beherrschen. Mit einem Male wurden sie unruhig, kamen aus ihrem Gang und standen still. Meine Bemühungen sie vorwärts zu bringen, blieben vergebens, sie schlugen aus, bäumten sich und wieherten in entsetzlichen Tönen. Endlich fingen sie an, mit den Vorderfüßen die Erde aufzuscharren. Sie thaten es mit solcher Hast und solcher Gewalt, daß wir schon im nächsten Moment sammt dem Wagen wie in einem Graben standen. So arbeiteten sie immer weiter. Staub, Erdreich und ein ganzer Hagel von Steinen flog über mich in die Lüfte — ich war im Hinsinken — da, gottlob, wachte ich wieder auf —“

„Und wissen Sie“, fiel ihr Frau Hassenfeld mit

erkünstelter Munterkeit in's Wort, „wie ich den Traum von dem herrenlosen Wagen, der Sie immer verfolgt, deute? Sehr einfach, nichts einfacher! Erwarten wir denn nicht alle Tage einen Passagier? Denken und sprechen wir nicht immer über den Wagen, der ihn bringen soll?"

„Hören Sie, liebe Freundin", versetzte Cornelia sehr ernsthaft, „die Deutung ist sehr gezwungen. Meine Auslegung liegt näher — der Wagen von dunklem Marmor sah wie ein Sarg aus —" setzte sie mit gedämpfter Stimme und einem Blicke des Entsetzens hinzu.

„Ei was! ei was!" entgegnete Frau Hassenfeld. „Wie düster Sie Alles ansehen! Jener Traum — Ihr tiefer Verdruß und Ihre Mißstimmung, daß Bruno nicht kommt, haben sich darin niedergelegt."

„Sie wissen doch, daß ich die ganze Anmeldung von Bruno's Erscheinen hier für eine der leeren Trostvorspiegelungen halte, die meinem Vater so geläufig sind —"

„Diesmal dürften Sie doch Ihrem Vater Abbitte leisten —"

„Bruno wäre längst hier —"

„Man sieht nicht immer alle Hindernisse voraus. Ich, was mich betrifft, freue mich, daß er noch nicht da ist. Sie sind noch so schwach — ich denke, Sie würden in eine so große Aufregung gerathen, daß es Ihren Zustand unfehlbar verschlimmern würde.“

„Ich glaube das nicht“, gab Cornelia zur Antwort, indem ein Freudenstrahl über ihr leidendes Gesicht dahinstrich. „Wäre denn der stumme Schmerz des hoffnungslosen Herzens heilsamer, als die laute Freude der Erfüllung? Doch, was plaudern wir darüber? Bruno wird nicht kommen!“

„Ich bin nicht dieser Ansicht und frage Sie, aus welchem Grunde heute morgen die beiden Gastzimmer, welche sonst Leonie inne hatte, in aller Eile hergerichtet wurden?“

„Es fehlt uns nicht an Bekannten.“

„Ihr Unglaube ist wirklich nicht zu heilen, bevor Sie Bruno mit eigenen Augen gesehen. Sie haben nicht Unrecht, aber ich kann mir nicht ausreden lassen, daß Sie einen Todesschrecken hätten, wenn er plötzlich hier einträte —“

Cornelia warf einen großen schmerzlichen Blick

nach Oben; es schien ihr unwerth, eine so schöne Illusion zu besprechen.

„Sehn Sie her“, sagte Frau Hassenfeld lebhaft, indem sie bis an die Thür zurücktrat. „Wenn jetzt Jemand einträte und meldete, Bruno sei da — die Thür weit aufginge — und er zum Vorschein käme und auf Sie losstürzte —“

„Frau Hassenfeld“, rief die Kranke, sich halb aufrichtend, „Sie stellen das so lebhaft vor, daß ich erschrocken bin, wie wenn er wirklich eingetreten wäre. Wenn Sie meine Nerven schonen wollen, sagen Sie mir, warum spielen Sie eine so kindische Comödie?“

„Keine Comödie, liebes Kind! Keine Comödie. Ich habe die bestimmtesten Anzeichen, daß er kommt, vielleicht schon gar gekommen sei!“

In diesem Augenblicke ließen sich eilige Schritte eines auf die Thür Zugehenden im Nebenzimmer vernehmen.

Cornelia fuhr in athemloser Erwartung zusammen.

Es war ihr Vater, der aber nicht wie sonst in gedrückter, ängstlicher Haltung eintrat. Trotz seines Bestrebens, vollkommene Ruhe zu zeigen, hatten seine Mienen etwas Bewegtes und aus den Augen, welche

seltsam glänzten, schien die nahe Ueberraschung hervorzulauern.

„Gestehen Sie", redete ihn Frau Hassenfeld an, „daß Bruno im Laufe des heutigen Tages ankommen wird — Cornelia ist auf Alles gefaßt —"

„Wenn ich dessen versichert wäre!" sagte der Graf zögernd, indem seine Augen prüfend auf seiner Tochter ruhten.

„O, wenn er käme", brach es aus Cornelia heftig heraus, „ich glaube, daß ich gesund würde und mein Bett für immer verließe —"

„Mein theures, geliebtes, einziges Kind", sprach der Graf in größter Bewegung, indem er sich an's Bett setzte, seine Tochter an sich drückte und ein Strom von Thränen über seine hageren Wangen herabrollte, „ich habe Deine stillen Wünsche schon erfüllt!"

Schritte meldeten sich draußen, eine Stimme tönte dazwischen.

„Er ist es!" rief Cornelia mit einer Kraft der Stimme, welche ihrer Brust seit lange gefehlt hatte, während sie sich emporrichtete, wie wenn sie dem Kommenden entgegenfliegen wollte.

Es war Bruno. Hastig hatte er die Thür auf-

gethan, allein kaum eingetreten, fühlte er seine Füße erstarren und konnte nicht weiter. Er hatte die Kranke gesehn. Das Antlitz, das ihn einst mit solchem Enthusiasmus erfüllt, war todtenbleich und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, die lieblichen Wangen eingesunken, das Schönste in der Welt für seine Augen ein Gegenstand des Schreckens und der Trauer geworden!

Cornelia hatte, als sie ihn erblickte, die Arme weit ausgebreitet, um den Heißersehnten an ihre Brust zu pressen, ihre Lippen hatten sich geöffnet, um den Freudenruf auszustoßen; allein der Affekt war zu mächtig für den tief angegriffenen Organismus und sie brach sofort bewußtlos zusammen.

Es war ein jammervolles Wiedersehen.

Während der Hausarzt und Frau Hassenfeld der Kranken Beistand leisteten, waren der Graf und Bruno seitwärts in's Nebenzimmer getreten und lauschten dort, ohne ein Wort zu wechseln, ja, ohne sich nur anzublicken, dem Moment ängstlich entgegen, in welchem sie Nachricht über die Besserung oder Verschlimmerung des Zustandes der Kranken erhalten würden.

Der Graf ging mit hängendem Kopfe und starr

gefalteten Händen wie ein Verzweifelnder auf und ab. Bruno, den Kopf auf die Hand gestützt, starrte vor sich hin. Nach einer guten Weile steckte Frau Hassenfeld den Kopf zur Thüre hinein und sagte lakonisch:

„Es ist noch immer nicht besser."

Allarmirt war Bruno emporgesprungen und sagte zum Grafen, der in starrer Bestürzung dastand:

„Sie haben mich endlich, nach so vielen harten Zurückweisungen, in Ihr Haus zurückgerufen. Wahrlich, auch das war eine entsetzliche Gunst!"

Die Worte schienen von den Ohren des Grafen abgeprallt zu sein; er gab keine Antwort.

Eine halbe Stunde später trat der Hausarzt in's Zimmer.

„Die Ohnmacht geht vorüber", sagte er. „Herr Graf, ich habe mich jedem Besuche widersetzt. Auch durch den angenehmsten der Besuche wird die Kranke gefährdet. Für ihre Nerven hat Freude oder Schrecken dieselbe Gefahr."

„Ist sie so krank?" fragte Bruno herantretend. „Aber — ich frage, wie wenn ich sie nicht gesehen hätte", fügte er trostlos hinzu.

„Was ist zu thun?“ rief der Graf, die Hände zusammenschlagend.

„Man muß ihr die vollständigste Ruhe lassen“, erwiderte der Doctor. „Sie darf Niemanden sehen, Niemanden sprechen, ohne alle Rücksicht auf ihr Verlangen. Bei dieser Gelegenheit, Herr Graf, muß ich Sie aber auch bitten, zur Erleichterung meiner Verantwortung den Herrn Kreisphysikus, den ich schon öfter für einen solchen Fall bezeichnet habe, noch im Laufe des Tages zur Consultation kommen zu lassen.“

„Mein Gott — Sie fürchten doch nicht —“ sagte der Graf, diese Worte wie ein vom Schlag Getroffener stammelnd, während Bruno, auf den der Antrag des Arztes wie eine düstere Ankündigung gewirkt, gleichzeitig die Frage stellte:

„Es ist doch nicht Lebensgefahr?“

„Ich kann es nicht behaupten — aber auch nicht das Gegentheil —“ gab der Arzt achselzuckend, mit großem Ernst zur Antwort.

Bald darauf war die Nachricht gekommen, daß Cornelia eingeschlummert sei.

„Wie elend muß sie sein, wie krank, wie zerrüttet,

wenn sie jetzt schon einschläft!“ klagte der Graf, einen seltsamen Blick auf Bruno werfend.

Beide gingen auf den Fußspitzen in's Krankenzimmer.

Das Zimmer, in welchem Cornelia lag, hatte eine ziemliche Größe, und war durch einen Sammtvorhang in zwei Theile geschieden. So war um die Kranke herum ein kleiner Salon improvisirt, welcher zu Zeiten auch erweitert werden konnte. Jede der Abtheilungen empfing das Licht durch zwei Fenster. Der Graf und sein Begleiter konnten in allernächster Nähe der Kranken Platz nehmen, ohne gesehen zu werden.

Stumm, auf die geringste Handbewegung und jeden Athemzug lauschend, saßen die Beiden stundenlang da. Es wäre schwer zu sagen gewesen, welcher von ihnen der unglücklichere war. Jeder von Beiden war in seinen eigenen Schmerz vertieft, Keiner hatte Zeit oder den Willen, dem Anderen irgend ein Wort zuzulispeln. Es sah zwar Einer den Andern oft auffahren und den Hals gegen das Krankenbett strecken, aber man regte sich nur wechselseitig auf, sprach sich aber keineswegs aus. Die beiden Männer hatten die traurigste Aehnlichkeit mit zwei Gegnern, welche sich gegenseitig

auf dem Kampfplatz schwer verwundet haben, und nun zufällig im Spital nebeneinander liegen.

Es war fünf Uhr Abends geworden. Keiner hatte daran gedacht, einen Tropfen Trank oder Speise über die Lippen zu bringen. Cornelia erwachte. Ein leises Stöhnen und Murmeln ging ihrem Erwachen, wie ein langer und schwerer Uebergang voran.

„Ist es wahr?“ fragte die Kranke zwar vernehmlich, aber mit matter, heißerer Stimme.

„Was, liebes Kind“, fragte Frau Hassenfeld, die an ihrem Bette saß.

„Nein, nein, nein!“ sagte die Kranke leise im klagenden Tone. „Es kann nicht sein!“

„Was denn?“

„So schnell wäre Bruno nicht fortgeflogen, wenn er gekommen wäre. Ich bin so voll von Träumen —“

„Bruno i st da.“

„Hab' ich also doch Recht“, versetzte Cornelia mit stärkerer Stimme, indem sie den Arm hob, um den Kopf zu stützen, ihn aber aus Kraftlosigkeit gleich wieder sinken ließ. „Ach, ich bin so schwach!“

„Sie sind freilich sehr abgespannt. Sie dürfen

nach Vorschrift des Arztes vor dem nächsten Tage Niemand sprechen und müssen sich sehr ruhig verhalten."

„Wo ist Bruno?"

„Er ist drüben auf dem Zimmer des Grafen."

„Gott sei Dank!" rief die Kranke im Tone innerster Befriedigung. „Ich bin glücklich, so krank zu sein, denn anders war die Versöhnung nicht herbeizuführen."

„Sie regen sich auf", sagte Frau Hassenfeld, indem sie die Stirn der Kranken liebreich streichelte. „Wirklich — Sie müssen sich ganz still verhalten. Morgen wird es Ihnen besser gehen, dann —"

„Ja, ich fühle mich sehr schwach, aber es steht doch merkwürdig um die menschliche Doppelnatur. Ich weiß, daß ich jetzt nicht bis an die Thür zu gehen vermöchte, ja, daß ich mich kaum auf den Füßen halten könnte, aber Sie haben keine Vorstellung, wie gekräftigt ich mich in meinem Innern fühle. Mir ist so leicht, so wunderbar leicht, Nichts schmerzt mich und ich kann über Nichts klagen, als daß ich im Bette bleiben muß. Ja, liebe Hassenfeld, ich will mich ganz ruhig verhalten und meine Besserung nicht muthwillig

auf's Spiel setzen. Meine Besserung hat mit dem Erscheinen Bruno's begonnen. Noch eine Nacht. Morgen sehe ich ihn, morgen bin ich gewiß wieder so stark, daß ich wenigstens aufstehen kann. Vielleicht kann ich gar, wenn der Tag recht schön ist und warm ist wie der heutige, in's Freie. Warum denn nicht? Warum sehen Sie mich so eigens an?"

„Ich sehe Sie blos so an, weil ich Sie erinnern will, daß Sie sich mit dem vielen Reden zu sehr anstrengen."

„Nur noch ein paar Worte!" bat die Kranke, welche im Uebrigen glaubte, daß ihre Freundin ihre Hoffnungen und Pläne theile. „Frische Luft kann mir nur gut thun. Es soll so eingerichtet werden, daß es mich gar nicht anstrengt. Man trägt mich bis an den Fuß der Treppe hinab. Dort steht der Pony gesattelt, den mir der Vater geschenkt hat. Der Vater hält den Zügel an einer, Bruno auf der andern Seite und so führen sie mich bis zur Einsiedlerklause. Dort zeige ich dem Vater die Stelle, wo ich Bruno zuerst gesehn, jene Stelle, von welcher so viel Glück und Unglück ausgegangen. Ach, was haben wir gelitten! Vollends er, der Arme! Ja, Bruno hat tau-

sendfach mehr gelitten, doch Gott sei gedankt, daß Alles zum glücklichen Ausgang geführt hat. Das glauben Sie doch auch, Frau Hassenfeld? Was machen Sie für ein zweiflerisches Gesicht?"

„Ich? Nein, nein! aber ich beschwöre Sie, jetzt recht still zu bleiben! Wenn Sie nicht folgen, wird das Alles, was Sie so hübsch ausmalen, nicht geschehen können."

Sie küßte die Kranke auf die Stirn. In diesem Augenblicke polterte es im zweiten Compartiment des Krankenzimmers. Ein Tischchen fiel zu Boden. Der Graf, dessen Hände seit Wochen in ihren Bewegungen unsicher waren und so seltsam nervös zitterten, hatte bei einem allzuraschen Griff nach dem Taschentuch dieses kleine Möbel umgestoßen, welches neben der Chaiselongue, wo er Platz genommen, stand.

Der Graf und Bruno wagten nicht, sich zu rühren, und ließen es darauf ankommen, ob der Vorfall ihre Gegenwart verrathe.

„Wer ist da?" fragte Cornelia, den Kopf zurückbiegend, sehr erschrocken. „Die Fenster sind drüben offen", gab Frau Hassenfeld verlegen zur Antwort. „Gewiß hat der Wind Etwas umgeworfen."

„Das kann nicht sein“, versetzte die Kranke mit gesteigerter Aufregung. „Wie kann der Wind im Zimmer einen so großen Gegenstand umwerfen, ohne daß der Vorhang sich bewegt? Ich erkenne nach dem Schlage, daß das Tischchen umgefallen sein muß, das ich aus dem alten Schlosse habe herabkommen lassen — gehen Sie, sehen Sie nach — das hätte eine seltsame Vorbedeutung —“

Frau Hassenfeld war in die andere Abtheilung des Zimmers hinausgetreten und sah, woran sie nicht gezweifelt hatte, daß die Kranke Recht gehabt. Sie hob aber leise ein an der Wand hängendes Bild herab und sagte:

„Ein Bild ist's gewesen.“

„Nicht möglich!“ rief Cornelia. „Steht denn das Tischchen auf seinem Platze?“

„Allerdings“, gab die Freundin, die mit dem Bilde an das Krankenbett gekommen war, zur Antwort. „Es ist unberührt.“

„Höchst seltsam —“ sprach Cornelia, „und desto schlimmer! Das Bild, das Sie mir bringen, kann schon längst vom Nagel geglitten sein. Der Schlag hat nur vom Tischchen ausgehen können.“

„Welchen Werth legen Sie darauf!" sprach Frau Hassenfeld lächelnd, doch im Tone eines Verweises. „Wie oft prasseln die Möbel bei Luftveränderungen."

„Das war ein Schlag -- ein seltsamer, starker Schlag — lachen Sie, wenn Sie wollen — ich bin außer mir —"

Sie fiel auf das Kissen zurück. Ihr Gesicht bekam etwas Starres, ihr Athem war auffallend beschwert, die Hände, die auf der seidenen Decke auflagen, zitterten leise, wie denn der an sich so unbedeutende Anlaß die ganze Gebrechlichkeit und krankhafte Reizbarkeit ihres Körpers an den Tag brachte.

Indeß waren die beiden Aerzte draußen im Vorzimmer zu hören. Sie traten leise ein. Nachdem der Kreisphysikus die Kranke längere Zeit beobachtet hatte, wendete er sich an Frau Hassenfeld und sagte: „der Arzt hat das Seinige redlich gethan. Gegen die vorhandene Zerstörung hat die menschliche Kunst Mittel und keine Gewalt. Die Kranke ist hoffnungslos. Sorgen Sie dafür, daß geschehe, was religiösen Brauches ist. Bereiten Sie auch den Vater, der nicht die volle Schwere der Situation zu ahnen scheint, auf das Schlimmste vor."

Die Nacht war da, eine öde, schreckliche Nacht. Die Aufregung der Kranken steigerte sich, ihr bisher klarer Verstand trübte sich immer mehr.

„Das Tischchen", begann sie, in lauter Absätzen redend, welche bald scharf hervorgestoßen, bald wie im Traume hingesagt wurden — „hat sich gerührt — das will man nicht glauben? — der Schlag war so deutlich — es schlug ein wie Donner — wie ein unermeßlicher Weheruf — betäubend — und noch immer — ich hör' es — noch immer hallt es — hallt es nach! — An diesem Tischchen hat er gesessen — hat ohne Ende geseufzt — qualvolle Nächte verseufzt — ich hielt ihn verborgen. — Ein Unglückstisch — jetzt jammert er allein. — Warum läugnet man es? — Welche List steckt dahinter? — Nichts als List und wieder List — Müssen wir immer wieder Opfer werden? — Großer Gott — was giebt es da für einen neuen schrecklichen Proceß? — Allbarmherziger — gräßlich — da kommen wieder Soldaten — sie fassen ihn — bringen ihn in den Kerker — zuriegeln, Hassenfeld — zuriegeln!"

Sie stieß die letzten Worte mit aller Anstrengung

aus. Ihre Sinne waren verschwunden, ihre blasse Stirn im Nu mit Schweißperlen bedeckt.

Der Graf und Bruno waren herangetreten. Beide waren nicht nur von dem Irrereden an sich, sondern auch von dem Sinne derselben auf's Höchste beunruhigt und erschüttert. Es hatte sich abermals so klar gezeigt, welche Vorfälle aus dem Leben der Kranken die Wurzel ihrer Krankheit bildeten und wie noch jetzt die Erinnerung daran die zusammengebrochene Seele der Leidenden foltere.

Cornelia lag indeß schlafend, wie eine Todte da. Kaum daß ein Puls zu spüren, ein Athemzug zu bemerken war. Es war Nichts zu thun, als die Hände über ihr zusammenzuschlagen.

„Wasser, Wasser", flüsterte sie unverhofft und als es ihr gereicht worden war, fuhr sie, es beharrlich zurückweisend, fort:

„Ich will Nichts — nur eine Gondel — und die kommt — wir fahren fort — er und ich — das ist die Rettung. — Wie oft ist er geflohen — immer glücklich geflohen — sein Glück ist mit mir! — Er — mein Glück! — Flucht — Flucht — Flucht — das ganze Leben ist eine Flucht —"

Wie wenn sie einschlummerte, hauchte sie den letzten Satz wieder hin.

Unmittelbar darauf war ein dritter Arzt eingetroffen. Seine beiden Collegen waren im Nebenzimmer geblieben. Nach langen Berathungen und Besprechungen kamen alle zu demselben Resultat, welches sie langsam und schonungsvoll, aber ohne die schreckliche Wirkung schwächen zu können, den Umstehenden verkündeten.

Der Graf fiel wie besinnungslos auf einen Stuhl.

Bruno wankte noch näher an das Krankenbett hin und beobachtete die Daliegende auf's Schärfste. Er hoffte den Aerzten noch widersprechen zu können. Aber die Aussagen der Aerzte wurden leider im Verlauf der nächsten vierundzwanzig Stunden nur allzusehr gerechtfertigt. Der Zustand der Kranken blieb der traurigste und wechselte zwischen dumpfem Schlaf und bewußtloser Unruhe ab, ohne daß sie ein Wort gesprochen hätte.

Es war in der folgenden Mitternacht, als Cornelia die Augen öffnete. Bruno und der Graf, die nicht aus ihren Kleidern gekommen waren, saßen noch immer bei ihrem Bette. Cornelia's Blicke waren so



bestimmt, daß man an ihrem Erwachen nicht zweifeln konnte. Ohne eine Bewegung zu machen, sah sie einige Augenblicke lang ruhig umher. Langsam erhellte sich ihr Gesicht, ein freundliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Endlich flüsterte sie unendlich schwach, doch vernehmlich:

„Bruno ist da! Warum habt Ihr mich nicht früher geweckt, Ihr bösen Leute! Ich glaube gar, daß Ihr bei mir wacht? Was macht denn unser Doctor hier?“

Sie hatte eben den Arzt, der im Hintergrund des Zimmers saß, erblickt.

„Cornelia!“ rief Bruno, ihre blasse Hand mit Küssen und Thränen bedeckend. „Wie ist Dir?“

„Mir ist ganz wohl!“ erwiderte Cornelia. „Ich bin ganz schmerzfrei. Morgen — Sie wissen Frau Hassenfeld, was wir für Morgen vorhaben! Der Pony — aber geht und schlaft lieber! Gute Nacht!“ Sie reichte Bruno ihre Hand entgegen, die dieser sanft küßte.

„Gute Nacht!“ sagte die Kranke noch einmal. Es war ihr letztes Wort.

Nicht lange darauf war die Seele entflohen.

Bruno, der ihre Hand noch immer gehalten und ihre letzten Pulsschläge gezählt hatte, fiel vor der theuren Todten auf die Kniee hin und badete die kalte Hand mit tausend Thränen, während Frau Hassenfeld mit einem Weheschrei das Zimmer durchfuhr und der Graf halb ohnmächtig in den Armen des Arztes stöhnte.

Bald aber hatte sich der Graf zusammengerafft und eilte herbei, sich auf die Leiche seines todten Kindes zu stürzen. Bewußt oder unbewußt drängte er Bruno bei Seite. Dieser aber wich nicht und behauptete seinen Platz. Es hatte beinahe den Anschein, als wenn die beiden Männer, unter welchen die Lebende der Gegenstand eines so erbitterten Streites gewesen, auch noch um den Leichnam in Kampf gerathen wären.

„O, hätten Sie sie geraubt!" rief der Graf, wie von Sinnen vor Schmerz, „wie hätt' ich Sie belohnt! Hätten Sie sie geraubt, aber nicht — gemordet!"

Bruno hörte diese Worte kaum. Was auch jetzt gesagt werden konnte, seine Ohren waren für Alles taub.

* * *

So endigte eine treue, bewährte, tiefe Liebe, zu deren jammervollem Ausgang menschliche Schuld und schwere Verhängnisse in dämonischem Zusammengreifen sich vereinigt hatten.

Bruno blieb im Orte bis nach erfolgter Beisetzung der irdischen Ueberreste des theuersten aller Geschöpfe, welches für ihn dieser Erdenrund hatte. Sein Gemüth hatte einen unheilbaren Schlag erfahren. Als er seine Heimreise antrat und wieder über die Johannisbrücke aus Kraßnitz herausfuhr, über welche er einst im ersten Morgengrauen in einem fremden Officiersanzuge auf einer gefahrvollen Flucht dahingeeilt war, kam ihm jene Erinnerung, mit der heutigen Trauerstimmung gemessen, unwillkürlich wie die Erinnerung an ein fast bedeutungsloses Ereigniß vor.

Zwischen ihm und dem Grafen war keine peinliche Scene mehr vorgekommen. Sie hatten sich ruhig, aber kalt getrennt, wie zwei Feinde, welche sich für immer meiden und von welchem keiner mehr Krieg anfangen wird.

* * *

Wir sind am Ziele. Mit dem Austrag der Vorfälle, welche der Tod Julius Werner's im Gefolge

gehabt, mit der Katastrophe in der Familie Thieboldsegg, mit dem Tode Cornelia's schließt unsere Erzählung. Sie ist die Geschichte der schmerzlichen und abentheuerreichen Jugend Bruno Haldenried's. Wir haben ihn als Mittelpunkt großer und die Epoche charakterisirender Figurengruppen bis hieher geführt, und verlassen ihn da, wo er, in der Schule des Leidens und des Unglücks herangereift, den weitern Kampf als Mann aufzunehmen und fortzusetzen im Begriffe steht.

Die Lebenskrisen unseres Helden fallen mit einer der wichtigsten Geschichtsperioden des neuen Oestreichs zusammen. Wir haben den Flüchtling aus der Zeit der zusammenbrechenden Revolution begleitet, sein Exil getheilt, seine Rückkehr erzählt, wir nehmen Abschied von ihm da, wo die Contrerevolution mit ihrem innern Kriege, wie sie glaubt, fertig, ihre Siegesfahne aufpflanzt.

Es war keine geringe Selbstbeschränkung nöthig, hier innezuhalten und die Ausführung eines großen Entwurfs, eben auf diesem Punkt angelangt, zu vertagen. Eben von hier aus beginnen die Staatsgeschicke Europa's gewissermaßen die Phase eines häus-

lichen Conflicts zu verlassen, sie steigern sich und erheben sich zur Größe welthistorischer Verwickelungen und Katastrophen. Der Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Alten und Neuen und der wiedererwachende Sturm, der inzwischen Gebautes Stück für Stück umreißt, bieten ein Bild, das durch den Reichthum und den Reiz seiner Gegensätze, durch die Tragweite seiner Ereignisse und Erfolge den ersten Theil der Epoche weit hinter sich läßt. Wir sehen — nach dem Geschilderten nicht wenig überraschend — Geächtete und Märtyrer zu Ehren kommen und sogar hie und da zur Mitlenkung der Staaten berufen werden, aber, daß es an heitern Gegensätzen nicht fehle, erleben wir's auch, daß Männer wie Greifenstein noch den Versuch machen, die neue Zeit mit ihrem Feldherrngenie zu bändigen, und daß Bureaukraten vom Schlage des Herrn von Rack, durch den Umschwung der Dinge und der Jahre noch bissiger und bösartiger geworden, das bisherige System für unhaltbar erklären und plötzlich, von echt constitutionellem Geiste überschattet, den Neubau der Welt in ihre staatsmännischen Hände nehmen . . . .

Indessen galt es, die herkömmliche Umgrenzung

eines Romans nicht allzusehr zu überschreiten und eine mit Liebe unternommene, mit Liebe ausgeführte und von der wohlwollendsten Theilnahme begleitete Arbeit vor der Ermüdung des Publikums zu schützen. Diese Bedenken mußten schwer in's Gewicht fallen und waren genügend, dem Erzähler ein Halt zu gebieten! . . .

Kein Halt für immer. Vielleicht kommen schon in nicht ferner Zeit die Umstände den Hoffnungen und Wünschen des Autors entgegen und lassen ihn wieder die Feder ergreifen, um die zweite Hälfte der Aufgabe, die er sich gestellt, zu lösen. Dann nimmt er auch die weitern Schicksale jener Personen auf, an denen der Leser dieser Erzählung Antheil genommen und die zum Theil noch die Schicksale Mitlebender sind. Vielleicht hat sich bis dahin die Situation geklärt und die Wege des Fortschrittes und der Civilisation sind auf längere Zeit hin geebenet. Nach dem Sprung, den wir Alle aus der Welt vor 1848 in unsere heutigen Zustände gethan, wird wohl auch das Vertrauen zu dem endlichen Sieg der modernen Ideen nicht allzu vermessen sein. Dann hätte die Unterbrechung in unserer Erzählung auch das Gute gehabt, daß die Charakteristik der Zeit nicht mehr unter der selbstauf-

erlegten Mäßigung litte, welche die den gegenwärtigen Staatseinrichtungen anklebende Halbheit gebietet, und daß auf das künftige Gemälde das Licht eines freieren und aufgeheiterteren Horizonts fiele.

Wie dem auch sei, der Autor nimmt vorläufig Abschied von seinem Leser. Eine Bucht ist erreicht, er zieht die Segel seines Schiffes ein und will rasten. Es ist eben auch eine so dumpfe, ängstigende, windstille Zeit und die Fahrt war eine lange .... Vielleicht klärt es sich bald, neue Winde blasen, neuer Muth erwacht. Das Segel wird wieder gestellt und der Kiel fliegt wieder!



Ende.

Inhalt des zweiten Bandes vierter Abtheilung.

Seite

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

dies aus folgender Stelle in seinem falschen Woldemar sehr klar ergiebt, wo es heißt: „Weil ich Euch brandenburgische Geschichten erzähle, was kümmert mich, rufen wohl Einige, der deutsche Adler, den solle ich fliegen lassen und im Lande bleiben. — Ich kann's nicht. — **Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, soll es bleiben, des deutschen Körpers.** Und was den zerreißt, zerreißt es mit. Ich erzähle Euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit; aber ich meine: es sind deutsche Geschichten. Denn was Brandenburg litt, litt das deutsche Reich auch. Es griff sein Herz an und zehrte das innerste Blut. Die Untreue und die Falschheit, die schlaue Kunst doppelzüngiger Rede und schöner Worte um schlimme Dinge, daß die Völker getäuscht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück."

Dies wird jetzt auch mehr und mehr anerkannt, und wem wahrhaft deutsche Gesinnung inne wohnt, wird auch die historischen Werke W. Alexis als der ganzen deutschen Nation angehörig betrachten.

„Der Roland von Berlin" überrascht durch seine treuherzigen Gestalten von altem deutschen Schrot und Korn. Die untergehende Macht der Städte, ihr Todeskampf mit der aufsteigenden Macht der Fürsten sind meisterhaft gezeichnet. Der Bürgermeister Johannes Rathenow ist ein so charakteristisch von dem Odem seiner Zeit belebtes und durchseeltes Heldenbild, wie die deutsche Literatur wenige seines Gleichen aufzuweisen hat.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" giebt die Zeit vor fünfzig Jahren vor und nach der Schlacht bei Jena

und bildet ein vollständiges Gemälde jener wichtigen Zeitepoche. Weber bezeichnet in der 6. Auflage seiner Weltgeschichte „Alexis Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ als „ein auf gründlichen Geschichtsstudien über jene wichtige Periode aufgebautes Werk.“

„Die Hosen des Herrn von Bredow“ und **„Der Wärwolf“** schildern uns in wahrhaft klassischer Weise die mächtig bewegte Zeit Joachims I. und die Kämpfe mit dem Adel.

„Der falsche Woldemar“ schildert den Zwiespalt und Kampf der Parteien im deutschen Reich unter Karl dem Vierten. Die großartigen Ideen, welche das Mittelalter anstrebte, kommen klar zur Anschauung, und man staunt zugleich über die poetischen Reize, mit welchen der Dichter dieses Werk geschmückt.

Der hohe Preis von circa 50 Thlrn. trat bisher einer weiten Verbreitung dieser Werke hindernd entgegen. Der jetzt gestellte, überaus wohlfeile Subscriptionspreis für die neue Ausgabe und das Erscheinen in einzelnen Bänden oder Lieferungen machen die Anschaffung einem Jeden möglich. Der erste Band und die erste Lieferung sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ueber diesen berühmten deutschen Roman-Dichter, mit Recht der Walter Scott der Mark genannt, bringt die Volkzeitung vom 4. März 1863 folgenden sehr beachtenswerthen Leitartikel:

Die Diener des Königs.

Wenn man mit Recht gar häufig Dichter und Denker-Worte der Vorzeit citirt, um in kurzen Zügen Verhältnisse und Situationen zu schildern, so dürfte es wohl angemessen sein, Wahrheits-Worte noch lebender Dichter und Denker aus ihren

Meisterwerken zu citiren. Werden solche Wahrheits-Worte noch gar von einem bedeutenden Dichter einem der bedeutendsten Staatsmänner in den Mund gelegt, so verdienen sie vollends als nationale Propheten im Munde des Volkes dauernd fortzuleben.

Ein paar solcher Worte wollen wir heute unsern Lesern zum Nachdenken vorführen.

Wilibald Alexis, der unvergleichlich wahrheitsgetreue historische Roman-Schriftsteller des Vaterlandes, hat in einem Cyklus von Meisterwerken die denkwürdigsten Begebenheiten und Persönlichkeiten der preußischen Geschichte verewigt und in diesen namentliche alle Kämpfe zwischen Fürst, Volk, Bürgerthum und Junkerthum durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte bis in das ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in einer Weise veranschaulicht, wie es in der That nur großen seltenen Talenten möglich ist.

In einem seiner Romane unter dem Titel: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht,“ schildert er die tiefe Staatszerrissenheit, welche den Unglückstagen von Jena und Auerstädt voranging. Alles Elend, das ein verrottetes Junkerthum, ein gamaschenmäßiges prahlerisches Militairwesen, eine Mischung von Bornirtheit und Frivolität im sogenannten höheren Staatswesen über das Land gebracht, ist in diesem Roman in der anschaulichsten Weise vergegenwärtigt. — Aber auch die Züge großer, treuer und kühner Vaterlandsliebe, die später den Staat gerettet haben, sind in ihren Anfängen hier schon erkennbar vorgezeichnet und namentlich der große Mann, dessen Geist die Grundzüge der Wiederbelebung Preußens durch umfassende Reformen mit fester Hand in festen Umrissen niedergelegt hat, namentlich der Minister Stein tritt als Hauptfigur gegen Ende des vortrefflichen Werkes hell leuchtend in den Vordergrund, und bildet, inmitten all' der unglückseligen Begebenheiten und Verhältnisse den ermuthigenden Kernpunkt der besseren Zukunft.

Eine Scene aus dem letzten Band dieses vorzüglichen Romans zwischen dem Minister Stein und seinem Sekretär Walter vom Asten ist es, welche die Worte enthält, die wir heute unsern Lesern vorführen wollen.

Stein ist von Schmerz und Zorn erfüllt über die Minister, welche das Unglück des Staates durch ihr niedriges Dienerthum herbeiführen, in welchem sie ihre Verantwortlichkeit durch die Person des Monarchen zu decken suchen. Alle Worte diesem

Zustand gegenüber helfen nichts, selbst die bittersten Anfechtungen bleiben wirkungslos. „Was ist ein Fußtritt in einen Plunderhaufen?“ ruft er aus. „Sie wollen Minister bleiben, Geheimräthe und weiter nichts! Und sie haben Recht: was wären sie, wenn sie es nicht sind!“ —

Der Geheimsekretär versucht, noch eine Hoffnung aufleuchten zu lassen: „Und wenn denn doch eine innere Röthe der Schaam“ — — — Aber Stein unterbricht ihn und spricht seine Entrüstung über solchen Zustand in folgenden Worten aus:

„Wenn die einmal herauskommt, treten sie vor den Spiegel und liebäugeln mit sich wie der Pharisäer. Werfen sich in die Brust; denn was sie vor sich sehen, ist ja ein treuer Diener ihres Königs. Das ist der rechte bequeme Bettelmantel für diese Menschen! Wenn sie etwas Dummes und Schlechtes gemacht, was sie vor Gott und Menschen und sich selbst nicht rechtfertigen können, haben sie es nur als treue Diener ihres Herrn gethan. Alles für ihren König! Mag Land und Volk darüber untergehen, wenn sie nur hinter der Decke der treuen Dienerschaft salvirt sind. Schaam in diesen Lakaienseelen! Die sich nicht schämen, ihre eigenen Fehler und Sünden dem aufzupacken, als dessen Götzendiener sie sich anstellen! Den, den sie als das strahlende Abbild göttlicher Majestät anpreisen, als Kratzbürste zu brauchen, an der ihr Schmutz kleben bleibt! — O dies Gezücht schämt sich auch nicht, wenn es umschlägt, die Achseln zu zucken und mit den Augen zu zwinkern: Er wollte ja nicht anders, wir konnten nichts thun! Wer seine eigene Menschenwürde opfert, dem ist nichts heilig, er opfert Alles, zuletzt den Götzen selbst, wenn ein mächtigerer da ist.“

Im weiteren Laufe der Unterredung spricht der Minister Stein noch folgende Worte aus:

„Ein König, mein Lieber, ist ein Mensch, und ein Mensch noch nicht ein Chamäleon, wenn die Meinungen in ihm schwanken. Die Friedrich und Joseph, die Ludewig und Karle der Vorzeit sind Ausnahmen. Die Mehrzahl der Fürsten sind Menschen wie wir. Das Gute und das Böse, das Richtige und das Falsche rollirt in ihnen wie in einem Glücksrad. Da ist es Pflicht der gewissenhaften Räthe, den Augenblick zu ergreifen, wo das Gute und Richtige oben liegt. Da müssen sie das Rad stille

halten, sie müssen es, sage ich, auf die Gefahr hin, daß es sie ergreift und zerdrückt. Trauen sie sich das nicht zu, sollen sie in der Schreibstube bleiben, oder ihrem Ehrgeiz mit Kammerherrnschlüsseln genügen lassen. — Wer so dreist ist, da oben stehen zu wollen, hat vor Gott, vor seinem Volke, vor seinem König selber die Pflicht, ihm dreist in's Gesicht zu sehen. Nicht seine guten Launen soll er belauschen, um Gefälliges sich und Andern zu erwirken, seine ernsten Augenblicke soll er ihm abstehlen, und wollen sie entfliehen, soll er sie festhalten mit eisernem Händedruck. Er darf die Runzeln des Unmuths nicht sehen, er soll den sprudelnden Zorn nicht achten. Es ist ein anderer Zeuge dann über ihm, über beiden steht ein anderer König, vor dem der Purpur und die Staatsweisheit Plunder sind. — Und dringt er absolut nicht durch, soll er vor seinem Könige sich neigen und sprechen: „nimm das Amt zurück, das noch rein ist in meinen Händen! Weh dem, der ein leichtes Gewissen hat, es zu beflecken." Das ist ein wahrhaft treuer Diener. Die armen Könige, die keine Männer finden, nur treue Diener wie diese hier!" setzte der Minister mit gedämpfter Stimme hinzu und trat, die Arme unterschlagend, an's Fenster. — „Die armen Könige!" wiederholte er, „ich könnte sie bedauern. Solche treuen Diener waren es, welche die Throne unterhöhlt, Dynastieen gestürzt."

Wir glauben, daß die Vorführung dieser Worte die beste Empfehlung des Meisterwerks in unserer Zeit ist. Wir fügen nur hinzu, daß Wilibald Alexis dieses Werk nicht jetzt, sondern im Anfang des vorigen Jahrzehnts geschrieben.

